

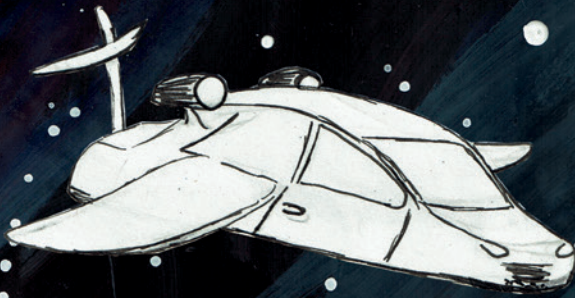
Jan 2024

# 98 unique

Das studentische Kulturmagazin für Jena und Weimar



## Kann man da noch was machen?



Wieder träumen:  
Weltraumutopie in  
Film und Wirklichkeit

Wiederholen:  
Kierkegaard als  
Utopist

Wiederentdecken:  
Die Schriftstellerin  
Gisela Kraft



## Zur Hauptsache

---

Was Walt Disney und Anarchist\*innen gemeinsam haben 4

---

Rückkehr der Weltraumutopie 6

---

Meister Lem und die Utopie 12

---

Kolumne: Ceci n'est pas une utopie! 14

---



## Kunst & Kultur

---

„Zu machtschlafener Zeit“ — Über die Autorin Gislela Kraft 24

---

„This must be the place“ von Shain Shapiro 26

---

übrigue 30

---

Impressum 31

---



## Politik & Philosophie

---

Nicht-Orte des Alltags 16

---

„Sag das noch einmal, Kierkegaard“ — Von Utopie, Zwang und Neubeginn 18

---

Exploring Martin Luther's Legacy and the Challenge of historical oversimplification 22

---





## Leserumfrage!

Wir wollen euch  
kennenlernen.

Der QR-Code führt zu einem  
kurzen Fragebogen  
(ca. 5 Minuten).



Eure Antworten werden uns  
dabei helfen, die *unique* zu  
verbessern.

**Unter allen Teilneh-  
men verlosen wir keine  
Überraschungen!**

Liebe Leserinnen und Leser,

es ist schon bemerkenswert, wie aus dem 20. Jahrhundert das 21. werden konnte. Das Jahrhundert der „alternativen Modernen“ und des grenzenlosen und entgrenzten Optimismus gebar das, was der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama bereits 1989 als „das Ende der Geschichte“ bezeichnete. Seine These heißt nicht, wie ihm oft unterstellt wird, dass der liberal-demokratische Kapitalismus als Sieger und somit als Träger zeitloser Wahrheiten aus dem Kalten Krieg hervorgegangen sei. Nein, Fukuyama behauptet, dass es gerade der Systemkampf war, der eine lebendige Politik triggerte – im Sinne einer Suche nach der besseren Gestaltungsweise, Gesellschaft zu organisieren. Das Ende dieses Systemkampfes bedeutet für Fukuyama also das Ende von Politik überhaupt. Die 1990er, sagt er, erlebten den Aufschwung der Technokratie: Globalisierung, Marktliberalisierung und Individualisierung wurden als objektiv notwendige Tatsachen gesetzt, in deren Richtung der Berufspolitiker nur die richtigen Stellschrauben zu drehen hätte. „Politik“ nach Handbuch. Politische Argumente wurden in „vernünftig“ und „unvernünftig“ eingeteilt. Umso interessanter, dass seit 2016, dem Jahr der Trump-Wahl und des Brexits, die „Unvernunft“ global immer mehr an Beliebtheit zu gewinnen scheint.

Anlässlich solcher Überlegungen präsentieren wir euch einige Texte, die sich mit dem Komplex „Utopie“ auseinandersetzen. Dabei haben wir bewusst versucht, eben nicht auf Dystopien zu sprechen zu kommen. Denn: Fällt es nicht auf, dass die letzten Jahre eine Retromanie an Fahrt aufgenommen hat, die ihren Kontrast darin erfährt, dass jede von der Zukunft handelnde Netflix-Serie dystopisch ausfällt? Warum scheint es immer schwieriger zu werden, positive Utopien zu entwickeln? Und welche kulturhistorischen Vorlagen gibt es, um solche Utopien wieder zu ermöglichen?

Wir wünschen viel Vergnügen bei der Lektüre!

Eure Redaktion

# Was Walt Disney und Anarchist\*innen gemein



von Anna Oberhauser und Amandus Hopfgarten

Komplexe gesellschaftliche Probleme erfordern kreative Lösungen. Dafür brauchen wir Ideen, die – im besten Sinne utopisch – über den Rahmen des Konventionellen hinausgehen. Eine Ode an das kollektive Träumen.

Disney-Filme, Disney-Comics, Disney-Land, Disney+ – spätestens seit der Erfindung von Micky Maus 1928 steht der Name Walt Disney sinnbildlich für die Unterhaltung und Freizeitgestaltung von Generationen von Kindern. Dem Abschnitt „Gesellschaftspolitische Einstellung“ in Walt Disneys Wikipedia-Artikel nach zu urteilen, ist es wohl besser, dass er kein bedeutender Politiker geworden ist – aber vielleicht können wir trotzdem noch was von ihm lernen.

Dem Hörensagen nach griff Disney immer dann, wenn kreative Geistesblitze beim Schreiben und Zeichnen auf sich warten ließen, auf eine später nach ihm benannte Methode zurück. Diese kommt heute noch in verschiedensten Bereichen zum Einsatz, wenn kreative Lösungen für komplexe Probleme gefragt sind und alle anderen Methoden versagen: Sie findet sich im Organisationshandbuch eines Bundesministeriums, wird im Coaching und zur Persönlichkeitsentwicklung verwendet und hat sogar in der Unternehmensberatung ihren Platz (muss also gut sein!). Der erste Schritt besteht darin, die eigenen Denkmuster zu durchbrechen und Ideen über Konventionen und angenommene „Machbarkeit“ hinaus wachsen zu lassen, also ins Träumen zu kommen: Wäre es nicht toll, wenn ...? Erst wenn der\*die Träumer\*in diesen ersten Schritt gemacht hat, kommt der Reality-Check ins Spiel: Wie lässt sich die Idee verwirklichen? Erst ganz zum Schluss darf konstruktive Kritik geübt werden, bevor der Zyklus von Neuem beginnt.

„Das ist doch utopisch!“ ist (leider!) kein Kompliment

Nun drängen Klimakrise, soziale Ungleichheit, erstarkende rechte Meinungen, ein seit Ewigkeiten un-

terfinanziertes Bildungs- und Gesundheitssystem, zu wenig Geld in der Staatskasse, und von „Digitalisierung“ fängt man besser gar nicht erst an. Wir brauchen sozialen und politischen Wandel auf verschiedenen Ebenen – und dafür sind Utopien hilfreich und notwendig. Es gibt nur ein kleines Problem: Der Duden definiert „Utopie“ als einen „undurchführbar erscheinende[n] Plan“, eine „Idee ohne reale Grundlage“, was bedauernswerterweise prägend für die allermeisten politischen Diskurse unserer Zeit ist. Der Vorwurf „Das ist doch utopisch!“ erscheint als ausgewachsenes Äquivalent eines bockigen, unbelehrbaren Kindes, das uns mehr mit Mimik und Gestik als mit Worten sagt: *Darüber will ich nicht nachdenken*. Glücklicherweise gibt es auch Politiklexika, die uns Utopien vergleichsweise sympathisch als „auf die Zukunft gerichtete politische und soziale Vorstellungen“ präsentieren, die „Wunschbilder einer idealen Ordnung oder fortschrittlichen menschlichen Gemeinschaft zeichnen“ (Schubert/Klein, Bonn 2020) – und uns schmerzlich daran erinnern, was unsere krisen-, kapitalismus- und kapitalismuskrisengeplagte Gesellschaft spätestens seit dem Neoliberalismus gut gebrauchen könnte: die Traumphase der Disney-Methode.

Wie sollen wir Lösungen für Probleme finden, wenn wir es nicht schaffen, zumindest hin und wieder wirklich kreativ und – im besten Sinne – utopisch zu denken? Und was rechtfertigt unsere gesamtgesellschaftliche Aversion gegenüber Idealen, die nicht nur kleinteilige Veränderungen am bestehenden System (das sogenannte „piecemeal engineering“) erfordern, obwohl offensichtlich nicht „alles gut“ ist in unserem bestehenden System? Wir brauchen Utopien im Plural – am besten ganz viele davon, mit denkbar unterschiedlichen Ansätzen. Denn erst, wenn

# insam haben

wir zumindest im Nachdenken den Schritt aus dem bestehenden Rahmen hinauswagen, wird es möglich, dass irgendwann die tiefgreifenden Veränderungen passieren, die nötig sind. Niemand kann wissen, was für alle Menschen in ihrer jeweils individuellen Lebenslage das Beste ist, also müssen verschiedene Menschen ran und die Grenzen des Möglichen zumindest eine Traumphase lang hinter sich lassen. Ein positiv belegter Utopiebegriff kann dabei nur für Ideen gelten, die eine bessere Gesellschaft für alle zum Ziel

haben. Ideologien, die auf gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit basieren und/oder auf illegitime Machtverhältnisse abzielen, haben es nicht verdient, den Utopiebegriff für sich zu beanspruchen.

Wie wir schon gesehen haben, ist die Aussage „Das ist doch utopisch!“ im politischen Diskurs in aller Regel nicht unbedingt als Kompliment gemeint. Ideen, die radikalere Veränderungen vorsehen und somit stärker von der Norm abweichen, werden in der Regel diskreditiert,

bevor ihr Potenzial überhaupt zur Sprache kommen kann. Mit der Disney-Methode gesprochen, ersticken Realist\*innen und Kritiker\*innen in unserer Gesellschaft bei politischen Debatten jedwede Bemühung der Träumer\*innen bereits im Keim - uns ist kollektiv das Träumen abhandengekommen.

## Im Anarchismus ist Träumen politische Praxis

Fragt man Anarchist\*innen, ist das gelinde gesagt unschön: Der Anarchismus ist ein Paradebeispiel für die Funktionsweise dieser vorschnellen Kritik, die das Potenzial bestimmter Ideen oder Ideale von vornherein negiert. Seit dem Aufkommen moderner anarchistischer Theorie im 19. Jahrhundert mit Proudhon, Bakunin und Kropotkin wird diese, ganz

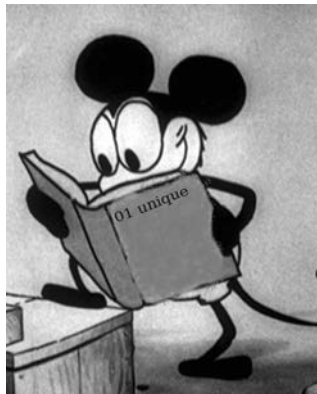
gleich in welchen Ausprägungen und mit welchen Ansätzen, vom Utopie-Vorwurf heimgesucht - und das bis in die heutige Zeit. Wer das hier liest und bereits wusste, dass das Konzept von „Anarchie“ mit der weit verbreiteten Verwendung des Wortes (Duden: „Zustand der Gesetzlosigkeit; Chaos“) ungefähr so viel zu tun hat wie „Kapitalismus“ mit „Gemeinwohl“, kann sich kurz freuen, aber bitte trotzdem weiterlesen.

Etymologisch betrachtet bedeutet Anarchie schlicht „Herrschaftslosigkeit“. Auch wenn sich nach Thomas Hobbes bedauerlicherweise noch viele Menschen Mühe gegeben haben, um alles zu delegitimieren, was die Existenz von Staaten und anderen Herrschaftsverhältnissen auch nur theoretisch in Frage stellt, hat sich die anarchistische Theorie seit dem späten 20. Jahrhundert immerhin den Utopiebegriff positiv angeeignet: Anarchismustheoretiker\*innen wie Peter Marshall argumentieren, dass es keineswegs ein Mangel anarchistischen Denkens ist, das „Unmögliche“ zu fordern, sondern gerade seine Qualität. „Unmöglich“, und damit im konventionellen Sprachgebrauch „utopisch“, erscheint in unserer Welt zunächst alles, was historisch gewachsene gesellschaftliche Gegebenheiten nicht als allgemein- und ewiggültigen Referenzrahmen des Denkens setzt.

Anarchistische Theorie ist also von Beginn an in einem der Disney-Methode verwandten Denken verwurzelt und wagt es, erstrebenswerte gesellschaftliche Verhältnisse zu „erträumen“. (Die Tatsache, dass dieser Satz für manche Leser\*innen nach unbrauchbarem Wischwaschi statt nach Politik klingen mag, sagt mehr über unsere - in dieser Hinsicht traurige - Realität aus als über das Potenzial eines solchen Denkens.) Dabei geht es nie darum, eine einzige „Idee für das Klappen aller Dinge“ (Jason Bartsch, 2020) vorzulegen und jede Form menschlicher Gesellschaft entsprechend umstrukturieren zu wollen. Im Gegenteil haben Anarchist\*innen bereits wesentlich früher als Verfechter\*innen anderer politiktheoretischer

Strömungen verstanden, dass ein progressives, inklusives und empowerndes politisches Projekt nur Erfolg und die resultierende Ordnung (ja, auch im Anarchismus gibt es Ordnung) nur Bestand haben kann, wenn dieses Projekt von unten wächst. Das bedeutet „Utopien im Plural“.

□



# Rückkehr der Welt

von Heinrich Dirks

Der Raumfahrt wurde vor gerade einmal 100 Jahren durch Hermann Oberth's Klassiker *Die Rakete zu den Planetenräumen* (1923) ein solides und umfassendes theoretisches Fundament gelegt. Nur sechs Jahre später gab es bereits das erste ernsthafte Konzept für eine Weltraumsiedlung: Die *Bernall-Sphäre* - eine gigantische Raumstation, die 30.000 Menschen als permanenter Lebensraum dienen könnte.

Diese Vision einer Weltraumkolonie macht durch ihre Frühzeitigkeit und Größe das enorme utopische Potenzial deutlich, das die Raumfahrt seit ihren konzeptionellen Anfängen in sich trägt. Und es drängt sich die Frage auf, inwiefern solch gigantesk erscheinende Ideen den Fortschritt lenken. Noch lässt die Bernall-Sphäre sich nicht realisieren, eine ununterbrochene menschliche Präsenz außerhalb der Erdatmosphäre existiert jedoch bereits seit November 2000. Am Mond soll sie in den kommenden Jahren realisiert werden und selbst Visionen von Menschen auf dem Mars sind im Begriff, nicht mehr wie Science Fiction zu klingen.

## Von der Fantasie zur Berechnung

„Erst kommen das Denken, die Fantasie und die Märchen, dann die wissenschaftliche Berechnung“, sagte der russische Raumfahrtpionier Konstantin Ziolkowski. Er legte 1903 die Raketengrundgleichung vor. Eine seiner Inspirationen waren Jules Vernes Romane *Von der Erde zum Mond* und *Reise um den Mond*. Vielleicht hätte er nie an den wissenschaftlichen Berechnungen gearbeitet, wären seine Fantasie und Neugierde nicht durch derartige Werke angeregt worden.

Die gegenseitige Beeinflussung von Kunst und Technik ist schwer konkret fassbar und dennoch zweifellos wirksam. Auf anekdotische Weise bewies das der deutsche Filmmacher Fritz Lang. Für *Frau im Mond* (1929) erfand er als erster den Countdown zum Raketenstart. Doch vom Vorhaben, den Mars zu besiedeln, über die bemannten Mondmissionen der späten 1960er Jahre, Fritz Lang und Konstantin Ziolkowski lassen sich bis zurück zu Jules Verne und über ihn hinaus noch weitere und bedeutendere Fäden zu einem ideengeschichtlichen Strang verzwirrt vorfinden. **Erst kommen utopisch anmutende Visionen und Kunstwerke, dann Wille und Drang, sie zu realisieren.**

Der gesellschaftliche Glaube an den Nutzen der Raumfahrt und der Wille, die mit ihr verbundenen Utopien zu realisieren, erreichte in den 1960er Jahren einen ersten Höhepunkt, erlebte dann einen mehrere Jahrzehnte währenden relativen Abschwung und lebt seit den 2010er Jahren wieder auf. Diese Entwicklung lässt sich auch anhand von Kunstwerken nachzeichnen. Drei Kinofilme können dafür beispielhaft herangezogen werden: *2001: A Space Odyssey* (1968), *Koyaanisqatsi* (1982) und *Interstellar* (2014).

## Zum Mond, zum Mars, zur Erde zurück

Das 20. Jahrhundert war bis in die 70er Jahre von einem ausgesprochenen allgemeinen Technikoitimus geprägt. Der Beginn des Nuklearzeitalters, die Entwicklung des Computers und die aufblühende Raumfahrt erzeugten gemeinsam geradezu eine Fortschrittseuphorie. Man glaubte an eine bessere Zukunft dank der neuen Technologien.

Vor diesem Hintergrund führte das technologische Kräftemessen zwischen der Sowjetunion und den USA - das *Space Race* - zu einem so rapiden Fortschritt in der Raumfahrt, dass schon vor der ersten bemannten

# traumutopie



*2001: A Space Odyssey Filmstill.  
Die Geburt des Starchild im Sterbebett des  
modernen Menschen.*

Mondlandung im Rahmen des Apollo-Programms eine dauerhafte menschliche Präsenz im Weltall sowie Reisen durch unser Sonnensystem realistisch erschienen. Das lag auch daran, dass vom Zeitgeist inspirierte Künstler glaubhafte Bilder zu den Visionen schufen. Stanley Kubricks Kinofilm *2001: A Space Odyssey* tat 1968 genau das.

Obwohl er unmissverständlich auch mögliche Schattenseiten eines astronautischen Lebens und der Abgabe von Kontrolle an Maschinen und Computer ausspricht, kann der Film insgesamt als **horizontale Utopie** verstanden werden: In grauer Vorzeit entdecken primitive Menschenaffen erstmals, dass sie Werkzeuge benutzen können – die Geburt des modernen Menschen. Dieser entwickelt seine Werkzeuge immer weiter, bis er damit die Erde verlassen, Raumstationen und mehrere Mondbasen betreiben kann. Eine notwendig erscheinende Reise bis an den Rand unseres Sonnensystems wird durch weitere Fortschritte in verschiedenen Technologien möglich und realisiert. Dort angekommen sehen wir den Astronauten sinnbildlich für die moderne Menschheit altern, zum Greis werden und sterben. Doch in seinem Sterbebett wächst schon sein Nachfolger heran: das *Starchild* – eine Menschheit neuen Typs: Bewohner nicht

## **Horizontale Utopie:**

Für den Philosophen Christopher C. Yorke zeichnet sich die horizontale Utopie dadurch aus, dass sie den wünschenswerten Zustand zu jedem Zeitpunkt am jeweils sichtbaren Horizont sieht, das heißt am Rande des Möglichen, des Denk- und Machbaren. Sobald dieser Horizont erreicht ist, wird er zum selbstverständlichen Status Quo und das Erreichen des nun sichtbar werdenden, neuen Horizonts erscheint als erstrebenswertes Ziel. Statt z.B. eines idealen Endzustands der Gesellschaft sieht die horizontale Utopie einen idealen gesellschaftlichen Prozess — im Bestreben, die jeweiligen Grenzen des Möglichen auszudehnen.



mehr bloß der Erde, sondern des Alls.

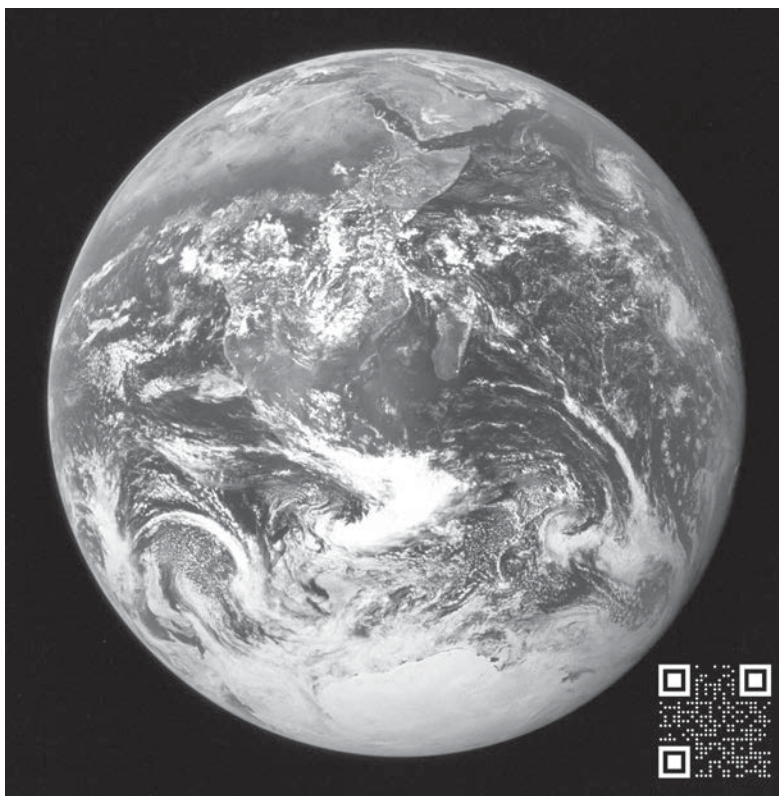
In dieser Evolutionsgeschichte folgt jeder Horizonterweiterung bald schon die nächste, mit jeder Entwicklung entstehen neue Möglichkeiten, die genutzt werden wollen und die wiederum neue Horizonte sichtbar werden lassen.

Mit seinem Film zeigte Stanley Kubrick: Er glaubte an die Raumfahrt, an eine baldige Landung auf dem Mond, an die bemannte Erkundung des Weltalls und an die (horizontale) Weltraumutopie insgesamt. Und er hatte recht, zumindest vorerst. Nur ein Jahr darauf, im Juli 1969, sagte der Astronaut Neil Armstrong seinen berühmten Satz beim ersten

Schritt auf die Mondoberfläche. Und nach der Logik der horizontalen Utopie folgt auf diesen „kleinen Schritt“ bald der nächste „große Sprung“. Dieser würde, so versprach der Raketenwissenschaftler Wernher von Braun beim Start der Mondmission, **die bemannte Landung auf dem Mars** werden – und das bereits im Jahr 1980! Doch dieser Sprung **blieb aus**.

Stattdessen beendeten die Amerikaner ihr Mondprogramm nach sechs bemannten

Landungen und die Sowjets taten es ihnen gleich. Der Wettlauf zum Mond war beendet und die Weltraumutopie überzeugte nicht länger. Nicht zufällig gewann zu dieser Zeit die Umweltbewegung immer mehr Anhänger, sodass für einen wachsenden Anteil der Bevölkerung technologischer Fortschritt – und damit auch die Raumfahrt – keine Priorität mehr hatte. Stattdessen wurden Umweltschutz, Nachhaltigkeit und Gesundheit zu den Idealen der Zeit.



## Overview-Effekt

Es ist ironisch, dass gerade die Raumfahrt als ein Katalysator für diese Entwicklung gesehen werden kann. Das als „Overview-Effekt“ bezeichnete Phänomen beschreibt der Astronaut Ronald John Garan im Dokumentarfilm OVERVIEW wie folgt.

*„When we look down at the Earth from space we see this amazing, indescribably beautiful planet – it looks like a living, breathing organism. But it also, at the same time, looks extremely fragile. [...]*

*Anybody else who has been out at space says the same thing, because it really is striking, and is really sobering, to see this paper thin layer and to realize that this little paper thin layer is all that protects every living thing on earth from death, basically, from the harshness of space.“*

Astronauten beschreiben immer wieder eine unmittelbare Veränderung ihrer Perspektive beim Anblick der Erde aus dem All. Aber man kann davon ausgehen, dass auch das kollektive Bewusstsein der Menschheit davon nicht unberührt bleibt. 1972, im Jahr der Beendigung der Mondprogramme, ging zum

ersten Mal ein aus dem All aufgenommenes Foto von der Erde (genannt „Blue Marble“) um die Welt: **ein historischer Perspektivwechsel für die menschliche Zivilisation**. Prompt wurde dieses Foto zu einem Symbol der Umweltbewegung. Wir müssen nicht alle in den Weltraum reisen – bereits beim Anblick des Fotos wirkt der Overview-Effekt und macht uns die Verantwortung bewusst, die wir für unseren Heimatplaneten tragen.

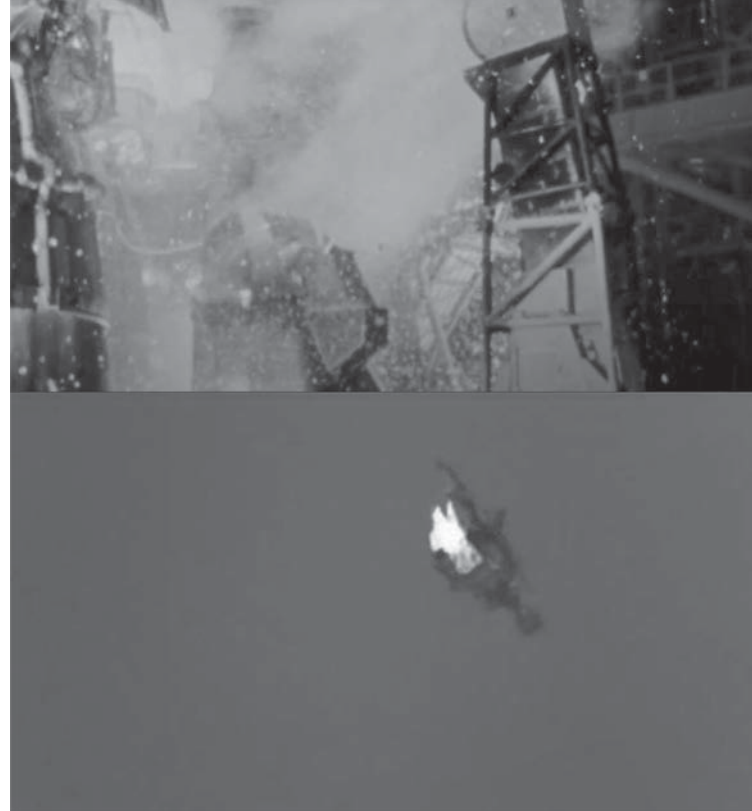
Bild: „Blue Marble“.  
Der QR-Code führt zum frei verfügbaren Film OVERVIEW auf vimeo.com.



## Leben im Ungleichgewicht

Der Regisseur Godfrey Reggio sah ebenfalls dank dieses Bildes die Erde erstmals von außen. 1982 veröffentlichte er einen Spielfilm, der, weil er allen Sehgewohnheiten trotz, die Massen vielleicht nicht erreichte, ihre Stimmung und Weltsicht jedoch in eindrucksvoller Weise zum Ausdruck brachte. Und der ohne die neue Perspektive auf unseren Planeten vielleicht nicht entstanden wäre. Der Film *Koyaanisqatsi* ist eine Kritik an der modernen Kultur - einer technisierten, an den Rhythmus der Maschinen angepassten und von der Natur des Menschen entfremdeten Lebensweise. Er ist gänzlich frei von Dialog, Narration und Handlung. Stattdessen zeigen teils bizarre, zeitlich verzerrte Sequenzen Naturlandschaften, Städte, Gesichter der modernen Gesellschaft, Öde und Zerstörung. Die irritierende Wirkung wird verstärkt durch die für jede Szene eigens komponierte Musik von Philip Glass: minimalistisch-mechanisch, repetitiv, mal düster-schön und dann wieder stechend schrill.

Der Film beginnt mit einer Sequenz, die die ersten Sekunden eines Raketentstarts zeigt, jedoch so stark ver-



**So kann ausgerechnet  
die neu errungene  
Fähigkeit, die Erde  
verlassen zu können,  
zu einer gesteigerten  
Heimatverbundenheit  
führen und dadurch  
möglicherweise dazu,  
dass es nicht zu einer  
tatsächlichen Klima-  
Dystopie kommen wird.**

langsam und vergrößert, dass erst gar nicht erkennbar ist, was überhaupt dargestellt wird. Gerade durch diese extreme zeitliche und visuelle Lupeneinstellung wird die entsetzliche Gewalt spürbar, die für einen solchen Flug notwendig ist. Der eigentliche Lift-Off wird erst ganz zum Schluss des Films gezeigt, sodass der Raketentstart alles in der Zwischenzeit gezeigte einrahmt. Während Kubrick, der Regisseur der Weltraumodyssee, die Rakete als Transportmittel zum nächsten Horizont des Fortschritts sah, erscheint sie nun bei Reggio gewissermaßen als Anfang und Ende der modernen Zivilisation, vielleicht sogar als Anfang vom Ende. Denn die gerade abgehobene Rakete explodiert und stürzt in brennenden Fragmenten zurück zur Erde.

Das Wort „Koyaanisqatsi“ stammt aus der Sprache der Hopi und bedeutet etwa „Leben im Ungleichgewicht“ - **ein Ungleichgewicht, das, so die Aussage des Films, Mensch und Natur zerstört.** Koyaanisqatsi warnt vor der Nutzung und der damit einhergehenden Unterwerfung unter die Technik. Er ruft zu einer Rückbesinnung auf ein Leben im Einklang mit der Natur auf und drückt damit aus, was der Overview-Effekt auslöst und was die Umweltbewegung forderte.

## „Die bemannte Raumfahrt hat ein Imageproblem“

Obwohl die Satellitentechnik mit den Diensten, die sie ermöglicht, in den folgenden Jahrzehnten zunehmend unseren Alltag durchdrang, nahm die mediale und popkulturelle Aufmerksamkeit für die Raumfahrt ab. Das ist nicht verwunderlich, denn **mit dem Ende der bemannten Mondmissionen endete gewissermaßen auch das Vordringen des Menschen ins Weltall**. Aus wissenschaftlicher Sicht war dem zwar nicht so, hinsichtlich ihres utopischen Potenzials sind Erdbeobachtungssatelliten, Weltraumteleskope und selbst Sonden zum Rand unseres Sonnensystems jedoch mit bemannten Missionen kaum vergleichbar.

1998 kam mit der Inbetriebnahme der Internationalen Raumstation (ISS) ein neuer Meilenstein sowohl der Raumfahrttechnik als auch der bemannten Raumfahrt und der internationalen Zusammenarbeit.

Doch mehr als ein kurzes Aufflammen des allgemeinen Interesses bewirkte sie nicht. So heißt es im August 2006

beispielhaft in einem Artikel in der ZEIT: „Die bemannte Raumfahrt hat ein Imageproblem“, dem die Europäische Weltraumorganisation ESA mit einer Kampagne zum Thema „Kunst im Orbit“ entgegenwirken wollte. Raumfahrt, besonders die bemannte, ist extrem teuer und daher auf gesellschaftlichen Rückhalt angewiesen. Die Raumfahrtbehörden verstärken inzwischen ihr Engagement in der Öffentlichkeitsarbeit mit dem Ziel, die Bevölkerung an ihren Aktivitäten und Ergebnissen teilhaben zu lassen, und vor allem: Interesse zu wecken. Oder: Die Faszination für die Raumfahrt und den Glauben an ihren Nutzen zu stärken.

## Von der Klima-Dystopie zur Weltraumutopie

Seit den 2010er Jahren lebt der Raumfahrtenthusiasmus wieder auf. Die Öffentlichkeitsarbeit der Raumfahrtbehörden trug durchaus dazu bei. Insbesondere aber das Aufkommen von privaten Akteuren, vor allem SpaceX. Ihre äußerst ambitionierten Pläne und zum Teil erstaun-





lich schnellen Erfolge führen dazu, dass viele die Raumfahrt wieder als aufregend wahrnehmen und erneut an große Visionen, wie eine Marskolonie, glauben.

Angesichts einiger Auswüchse kommerzieller Raumfahrt fordern wissenschaftliche Kreise und die zivile Bevölkerung eine stärkere und vor allem überstaatliche Regulierung. Zu diesen Auswüchsen zählen Megakonstellationen von mehreren zehntausend Satelliten, die den natürlichen Nachthimmel überstrahlen, astronomische Beobachtungen stören und den erdnahen Weltraum mit immer mehr Weltraumschrott zu verstellen drohen, sowie Vorhaben mit dem Ziel, Rohstoffe vom Mond und von Asteroiden abzubauen, zur Erde zu transportieren und hier zu nutzen. Unabhängig davon ist das erneute allgemeine Interesse an und die grundsätzlich positive Haltung gegenüber der Raumfahrt nicht zu leugnen. Die Vielzahl neuer Filme und Serien über den Themenkomplex kann als ein Beleg dafür gewertet werden.

Ein Kinofilm, der von der Idee der horizontalen Utopie im Weltraum besonders stark durchdrungen ist, ist Christopher Nolans *Interstellar* aus dem Jahr 2014. Er spielt in einer nahen Zukunft, in der die Erde droht, der Menschheit bald nicht mehr genügend Nahrung zur Verfügung zu stellen. Obwohl die Ursache nicht explizit genannt wird, lässt das Szenario sich leicht als Folge des menschengemachten Klimawandels und der Übernutzung natürlicher Ressourcen interpretieren – als **Folge eines Lebens im Ungleichgewicht**. Technikfeindlichkeit und damit ein Misstrauen gegenüber den großen technologischen Erfolgen der Vergangenheit prägen die Gesellschaft. Das wird besonders deutlich in einer Schlüsselszene, in der zwei Schullehrer feststellen: „We don't need more engineers. [...] The world needs farmers.“ Sie sprechen vom „good farmer“ und von „useless machines“. Die Szene gipfelt in der Erklärung, dass die Mondlandungen ein „genialer Schwindel“ gewesen wären und die Geschichtsbücher entsprechend geändert wurden. Wissenschaft und technischer Fortschritt werden nicht mehr öffentlich gefördert.

Es ist kein Zufall, dass Hans Zimmers Musik für den Film teils unverkennbar an die Kompositionen aus *Koyaanisqatsi* erinnert. Nolan greift mit seinem Film die Botschaft von Reggio ganz direkt auf und nimmt sie ernst. Doch *Interstellar* sagt auch, dass wir nicht wissen, ob wir die Erde mit einer Rückbesinnung retten können. Vielleicht wird es zu spät sein. Was dann? **Nolans Antwort ist die Flucht nach oben.**

Eine im Geheimen weiterforschende Gruppe von Ingenieuren und Wissenschaftlern sieht zwei Möglichkeiten. Erstens: Die Menschheit von der Erde in eine riesige Raumstation zu retten. Allerdings fehlt dafür noch ein entscheidendes theoretisches Puzzlestück, das die Bewegung derart großer (Menschen-)Massen möglich machen könnte. Daher verfolgen sie die zweite Möglichkeit: Einige Astronauten begeben sich auf die Reise zu einer Handvoll vielversprechender Planeten außerhalb unseres Sonnensystems. Einer dieser Planeten könnte eine Heimat bieten für eine kleine Kolonie, die eine neue menschliche Zivilisation begründen würde.

Ganz der horizontalen Utopie entsprechend erweisen sich die besuchten Planeten zwar als ungeeignet, jedoch kann die Reise genutzt werden, um Daten und Erkenntnisse zu sammeln – sie liefern das fehlende Puzzlestück, das die Evakuierung der Erde und den Bau eines Weltraumhabitats jetzt ermöglicht. Die Menschheit ist nicht nur vorerst gerettet, sondern schaut nun wieder einer vielversprechenden Zukunft entgegen.

Der Kinofilm *Interstellar* beginnt somit als Klima-Dystopie, endet jedoch als Weltraumutopie.

## Wahrhaftiger Fortschritt

Technologischer Fortschritt wirft stets große Fragen auf und wird deshalb immer wieder kontrovers diskutiert. Wir dürfen nicht in die Falle des Dogmatismus tappen, indem wir ihn als universelle Lösung für sämtliche Probleme betrachten. Nur der Druck des dynamischen Widerspruchs aller gesellschaftlichen Kräfte lässt die erhabenen Gebirgszüge wahrhaftigen Fortschritts entstehen – deren Form und Höhe nie genau vorauszusehen sind.

So kann ausgerechnet die neu errungene Fähigkeit, die Erde verlassen zu können, zu einer gesteigerten Heimatverbundenheit führen und dadurch möglicherweise dazu, dass es nicht zu einer tatsächlichen Klima-Dystopie kommen wird, sodass wir die Erde niemals verlassen müssen. Hoffentlich wagen wir es dennoch, auch diesen Horizont zu erschließen. □

# Meister Lem und die

von Max Pellny

„Du sollst aus Bösem Gutes machen, denn es gibt nichts, woraus man es sonst erschaffen könnte.“ Mit diesem Zitat beginnen die Brüder Strugatzki ihre rätselhaft utopische Erzählung *Picknick am Wegesrand*. Das Nachwort Stanisław Lems hat es in sich. Ein Großteil der heute unter dem Genre Science-Fiction gehandelten Literatur sei nicht mehr als Fantasy oder schlimmer: inhaltsloser Horror. Warum?

Utopische Zukunftsvisionen finden sich im Science-Fiction Genre selten. Extra-terrestrische Lebewesen sind in den wenigsten Fällen glückbringende und friedliche Zeitgenossen, sondern invasiv, parasitär, blutrünstig, emotionslos und selbstverständlich: technisch überlegen. Ihr menschliches Pendant ist hingegen häufig vollkommen unfähig. Es scheint eine Konstante in der Science-Fiction Literatur zu sein, dass die Autoren ihre tiefsten paranoiden Ängste und Wahnvorstellungen in den Weltraum übertragen und durch diese tiefenpsychologische Projektion einen todbringenden Kosmos beschreiben, der im Grunde ein historisches Spiegelbild irdischer Missstände ist. Aber es geht auch anders! Gene Roddenbury entwarf mit *Star Trek* eine utopische Version der Menschheit, die durch gottgleiche Technik von Krieg und Kapital befreit den unendlichen Kosmos erkundet und gelegentlich einigen böartigen Wesen (Borg) begegnet. Auch Aldous Huxley, der mit seinem Dystopie-Roman *Schöne neue Welt* assoziiert wird, legte mit seinem letzten Roman *Eiland* das utopische Gegenstück vor. Insgesamt überwiegen jedoch die alptraumhaften Heimsuchungen im anglo-amerikanischen Raum.

Differenzierter verhält es sich mit Werken aus dem Gebiet des ehemaligen Ostblocks. So sind die Sterntagebücher des polnischen Utopisten Stanisław Lem an feinsinnigem Witz und menschlicher Zuversicht kaum zu überbieten, während viele seiner Werke gleichzeitig die technikgläubige Hybris menschlicher Wesen entlarven — ganz ohne diabolische Aliens und alles niedermetzelnde Waffensysteme. Im Nachwort von

*Picknick am Wegesrand* der Brüder Arkadi und Boris Strugatzki verdeutlicht Lem seine Sicht einer Entwicklungslinie im Science-Fiction Genre, die seiner Auffassung nach bei den Strugatzkis erfrischend gebrochen wird. H. G. Wells' *Krieg der Welten* dient ihm als Ausgangspunkt seiner Thesen. Wells' Marsbewohner überfallen die Erde. Sie bestehen fast nur aus Köpfen, interessieren sich ausschließlich für das nahrhafte Blut der Menschen und verfügen über keinerlei Kultur. Die unabsichtliche Karikatur eines extremen Rationalismus? Zweifellos haben die Marsianer als Bewohner eines untergehenden Wüstenplaneten gute Gründe, die fruchtbare Erde zu erobern. „Doch dieser innerhalb des Sonnensystems begründbare Sonderfall wurde, gedankenlos übernommen, zum Muster der gesamten Science-Fiction. Die Nachfolger übernahmen mechanisch die Schwäche des Meisters. [...] Weil aber die Autoren um jeden Preis den Begründer der Gattung überbieten wollten, überschritten sie in der Darstellung der Grauenhaftigkeit der ‚Anderen‘ rasch die Grenzen der Wahrscheinlichkeit. [...] Je größer die Macht, die den ‚Anderen‘ zugeschrieben wird, um so irrationaler ist ihr Überfall auf die Erde. [...] So tauschte die Science-Fiction den Wellsschen interplanetaren Darwinismus gegen einen Sadismus aus, der





# Utopie

zur kosmischen Konstante zivilisatorischer Beziehungen wurde.“ Lem fragt, warum fast alle Darstellungen kosmischer Kulturen sich in monotoner Uniformierung ergießen, während die Kulturen auf der Erde von mannigfaltigem Erscheinungsbild sind. Die Science-Fiction vermag hierauf keine Antwort zu finden, „weil sie die Reflexion über das Schicksal der Vernunft im Kosmos gegen sensationelle Stereotypen von interplanetaren Abenteuern austauschte. Sie betrieb Raubbau, indem sie auf der Suche nach Inspiration die Lehrbücher der allgemeinen Geschichte ebenso durchstöberte wie das Linnésche System, um Saurier, mit Fangarmen bewehrte Tintenfische, Krebstiere, Insekten usw. mit Vernunft auszustatten. Als auch das abgegriffen war und langweilig wurde, war es mit dem Thema im Grunde vorbei, und seinen ‚monströsen‘ Extremismus übernahm von der Science-Fiction der drittrangige Gruselfilm, der jeglichen gedanklichen Inhalts

vollkommen bar ist.“ Wow, dachte ich, das hat gegessen! Meister Lem spricht kurzerhand einem Großteil der sensationsgeilen und inhaltslosen amerikanischen Science-Fiction Literatur ihre Genrezugehörigkeit ab und verbannt deren Werke ins Reich der Fantasy. Frage: Was will Meister Lem stattdessen? Antwort: Keine kanonisch festgelegten Erzählstrategien, die sich in Superlativen ergießen und reale Kausalzusammenhänge verletzen. Wissenschaftliche Phantastik soll unparteiisch, glaubhaft und frei von invasiven Phantasmagorien sein. Das Geheimnis der „Anderen“, so Lems Utopie, soll auf ewig gewahrt bleiben. □

Literatur: Strugatzki: Picknick am Wegesrand, mit einem Nachwort von Stanislaw Lem, Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1981.

Anzeige

## COMICS, MANGA, MERCHANDISE & VERLEIH

Am Planetarium 37  
07743 Jena  
0 36 41 55 49 116

info@dudes-comic-corner.de



# www.dudes-comic-corner.de

# Ceci n'est pas une utopie!

von Thomas Honegger, Professor der  
anglistischen Mediävistik an der FSU

Es ist kein Zufall, dass der utopische Ur-Text und Namensgeber für die ganze Textsorte ein Produkt der frühen Neuzeit ist: Thomas Morus' *De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia (Vom besten Zustand des Staates oder von der neuen Insel Utopia)*, veröffentlicht 1516. Der fiktive Reisebericht beschreibt einen idealen Staat, in dem viele der von den Humanisten vertretenen Ideale politisch-gesellschaftliche Wirklichkeit geworden sind. Indirekt übte Morus damit natürlich Kritik an den nicht ganz so idealen Verhältnissen in seiner englischen Heimat, strebte aber wohl nicht nach einer realweltlichen Umsetzung der im Buch geschilderten utopischen Verhältnisse.

Morus' Schrift gehört zur Textsorte der Reiseberichte, die sich durch die seit dem späten 15. Jahrhundert zahlreichen Entdeckungsreisen der europäischen Seemächte einer großen Beliebtheit erfreuten und die am Anfang der Erschließung der neuen Welt Platz für solche Projektionen boten. Nach der mehr oder weniger vollständigen Erforschung der unbekanntenen Länder und Kontinente wurde eine solche geographische Verortung utopischer Gesellschaften zunehmend schwieriger und die meisten Autor:innen verlegten ihre Utopien in eine zukünftige Zeit – oder setzten sie in eine zeitlich wie auch räumlich ferne Zukunft (z.B. auf einen anderen Planeten im Universum).

Morus' *Utopia* begründete aber nicht nur eine eigene Textgattung, sondern stellt auch eine Abkehr vom biblischen Narrativ dar. In diesem ist die Menschheitsgeschichte durch zwei utopische Orte eingerahmt: das Paradies als der ursprüngliche utopische Ort – und das himmlische Jerusalem, das dann im Zusammenhang mit der Wiederkehr Christi am Ende der Zeit errichtet wird. Das irdische Leben nach der Vertreibung aus dem Paradies und vor der Wiederkehr Christi ist jedoch aus Sicht der Kirche alles andere als ideal-utopisch und ihr Fokus liegt, anders als bei Morus und seinen Nachfolgern, auf der transzendenten Dimension, denn die (ka-

tholische) Kirche ist sich bewusst, dass wir in einer ‚gefallenen‘ Welt leben, die erst durch die Intervention des Göttlichen erlöst werden kann. Jegliche irdische Utopie ist deshalb immer nur als eine Annäherung an verlorene bzw. zukünftige paradiesische Zustände möglich und ist per definitionem fragil und temporär. Dies spiegelt sich vielleicht auch im Namen „Utopia“ selbst wider. Morus, der sowohl ein hochgebildeter Humanist wie auch ein tiefgläubiger Mensch war, der für seinen katholischen Glauben 1535 den Märtyrertod erlitt und 1935 heiliggesprochen wurde, macht die Etymologie des Wortes „Utopia“ bewusst zweideutig. Es setzt sich aus den griechischen Elementen οὐ (‚nicht‘) und τόπος (‚Ort‘) zusammen, ist jedoch (beinahe) homophon mit εὖ (‚schön‘) und τόπος (‚Ort‘). Utopia ist sowohl ein ‚Nicht-Ort‘ wie auch ein ‚schöner Ort‘. Damit hat Morus all die Probleme, welche die realweltlichen utopischen Projekte des Kommunismus, Sozialismus, Anarchismus etc. aufweisen, vorweggenommen.

Ein im eigentlichen Sinne utopischer Ort kann nur ein Nicht-Ort sein, denn eine utopische Gesellschaft auf dieser Erde, so hat es die Erfahrung der letzten Jahrhunderte gezeigt, ist nur solange schön, wie sie nicht realisiert wird. In diesem Sinne gilt René Magrittes provokatives Motto abgewandelt auch für Utopien: *Ceci n'est pas une utopie!* Der ‚schöne Ort‘ ist immer auch gleichzeitig der ‚Nicht-

Ort‘. Womit auch der Namensgeber der Utopie, der Heilige Thomas Morus, indirekt wieder im katholisch-christlichen Narrativ angelangt ist und wir für die Rückkehr in die Utopie des Paradieses wohl auf die Wiederkehr Christi warten müssen. □



Bild: Karte der Insel Utopia, Holzschnitt von Ambrosius Holbein, 1518; aus der 1518 Ausgabe von Sir Thomas Morus' *Utopia*.



# mehr als Uni ...

Die *unique* ist ein 2001 von Studierenden gegründetes Magazin, das sich mit Politik, Gesellschaft, Kultur und Sprache auseinandersetzt. Unsere Redaktion arbeitet ehrenamtlich und eröffnet Dir – unabhängig vom Studienfach – eine Vielzahl von Betätigungsfeldern. *unique* erscheint viermal im Jahr in Jena und Weimar.

## schreiben

Themen finden.  
Recherchieren.

## organisieren

Veranstaltungen.  
Kooperationen.

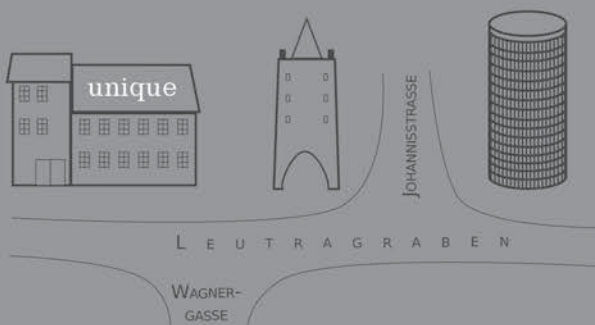
## gestalten

Bildbearbeitung.  
Layout.

## ... unique

[www.unique-online.de](http://www.unique-online.de)  
[redaktion@unique-online.de](mailto:redaktion@unique-online.de)  
Haus auf der Mauer / Johannisplatz 26

Redaktionssitzung Donnerstag um 18 Uhr



# Interesse? Komm vorbei!

# Nicht-Orte des

von Sebastian Baum

Utopia, das ist der Name der Insel aus Thomas Morus' 1516 erschienenem Werk *De optimo rei publicae statu desque nova insula utopia*. Er setzt sich zusammen aus dem griechischen *ou* (nicht) und *topos* (Ort), bedeutet also Nicht-Örtlichkeit. Obwohl unserer täglichen Welt nichts ferner scheint als das perfekte Utopia, ist die Bedeutung des Wortes - der Nicht-Ort - ein Phänomen, dem wir täglich viele Male begegnen.

Der französische Ethnologe und Anthropologe Marc Augé definierte als einer der Ersten die Nicht-Orte. In seinem Werk *Orte und Nicht-Orte - Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit* von 1994 beschreibt er sie folgendermaßen: **„So wie ein Ort durch Identität, Relation und Geschichte gekennzeichnet ist, so definiert ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als rational noch als historisch bezeichnen lässt, einen Nicht-Ort.“** Darin fasst er alle Transiträume zusammen wie Flughäfen und Bahnhöfe, außerdem alle Orte, die im Zuge des Ausbaus der Infrastruktur entstehen wie Autobahnen, oder eine davon abgeleitete Notwendigkeit besitzen wie Tankstellen und Raststätten. Es sind Orte, die man im täglichen Leben zwangsläufig aufsuchen, durchqueren oder mit denen man interagieren muss, die man in der Regel aber nicht freiwillig besuchen würde. Große Einkaufszentren, Hotels, Hochhaussiedlungen an Stadträndern und Freizeitparks werden von Augé ebenfalls als Beispiele für Nicht-Orte genannt. Er geht so weit, selbst Flüchtlingslager und sogar virtuelle Orte wie das Internet als Nicht-Orte zu bezeichnen und begründet es damit, dass es Orte sind, die „künstlich“ geschaffen wurden und in denen Menschen „verwaltet“ werden. Es sind Orte der Anonymität, Einsamkeit und Entwurzelung. Auch wenn Marc Augé einräumt, dass sich diese Anonymität unter Umständen befreiend anfühlen kann, so besteht diese Freiheit einzig darin, Niemand zu sein, nicht als Individuum wahrgenommen zu werden. Die Nicht-Orte dienen dem Konsum, neigen zu Standardisierung, bzw. Vereinheitlichung (z.B. Franchise Schnellrestaurants wie McDonalds). Sie abstrahieren die Kommunikation: Etwa muss man im Supermarkt nicht mehr direkt mit den Verkäufern sprechen wie in den alten „Tante Emma-Läden“ - man nimmt selbst die Waren aus dem

Regal, legt sie aufs Kassenband und zahlt. Mit Selbstbedienungskassen kann jeglicher Kontakt zu einem Menschen umgangen werden, auch wenn dieser nur aus „Guten Tag und Auf Wiedersehen“ an der Kasse bestehen würde. Die eigentliche Kommunikation findet über übertragene Daten bei der Kartenzahlung und den abschließenden Rechnungsbeleg statt. Ähnliches findet sich dutzendfach im alltäglichen Leben: Geld abheben am Bankautomat statt am Schalter in der Bank, Selbst-Einchecken in Hotels statt beim Concierge, Bestellungen über das Internet mit anschließender Lieferung in eine Postbox.

**Dem Nicht-Ort liegt auf dem ersten Blick etwas Entmenschlichendes zu Grunde, menschlicher Kontakt wird umgangen oder vermieden und er profitiert davon, dass „echte Orte“ oft nicht mit der zunehmenden Standardisierung mithalten können.** Gerade die Covid-19 Pandemie stellte eine Herausforderung für echte Orte dar, während Nicht-Orte ein geringeres Problem damit hatten, wie Kulturkritiker Grafton Tanner in seinem 2021 erschienenem Werk *The Hours have lost their Clock: The Politics of Nostalgia* beschreibt: Während es den großen Supermarkt- und Restaurantketten nicht sehr schwer fiel, sich durch den Lockdown und die Wiedereröffnung unter Hygienemaßnahmen zu retten, weil die Anpassung daran nur einen weiteren Schritt der Homogenisierung darstellte und der menschliche Kontakt sowieso bereits vor der Pandemie auf ein Minimum reduziert wurde, litten kleine Läden und Restaurants darunter, sich aus Geld- oder Zeitmangel nicht schnell genug anpassen zu können und verschwanden. Tanner beschreibt im Kapitel „In search of lost time and space“ auch die Georgia State Route 316, eine Autobahn welche Atlanta, die Hauptstadt Georgias und Athens, eine



# Alltags

*Leerstehende Schiller-Passage, heute Wiesencenter - ein ehemaliger Nicht-Ort in Jena.*



Universitätsstadt des Bundesstaates, verbindet, als Beispiel eines Nicht-Ortes: „Although you can find it on a map and many drive it every day, it is nowhere, or at least it feels like it. Driving down it is a bleak experience, with very few anchors, beyond the construction sites, strip malls and road signs to indicate where you are.“ Diese Autobahn, über die täglich viele Arbeiter zwischen den beiden Städten pendeln, lässt jegliche Charakteristik eines historisch gewachsenen Ortes vermissen, sie führt durch das Nichts, ist ein Transittort, den die Pendler so schnell wie möglich durchqueren wollen (womit Tanner auch die vielen Unfälle auf dieser Straße erklärt).

Interessanterweise beschreibt er in seinem Buch einen Prozess, durch den auch ein Nicht-Ort zu einem echten Ort wird, eine eigene Charakteristik und Verortung bekommt und zu dem Menschen sogar nostalgische Gefühle entwickeln. Scheinbar muss er nur lange genug existieren, um sich zu einem Teil persönlicher Identitäten zu entwickeln. Ein Beispiel wären die „Dead Malls“, leerstehende Einkaufszentren, welche vor allem in Amerika seit dem Durchbruch des Internethandels immer häufiger wurden. Eigentlich waren die großen Malls uniforme Nicht-Orte, mit immer denselben Franchise-Unternehmen, doch nun rufen ihre leeren Hallen gerade in der Generation X und den älteren Millennials Wehmut hervor, wie man in etlichen YouTube- bzw. Instagram-Videos mit Touren durch die, wie Geisterstädte anmutenden, toten Einkaufspassagen sehen kann. Wer die Zentren noch aus der Zeit ihrer Nutzung kannte, für den kann so eine Videotour gleichzeitig beklemmend schaurige, aber auch nostalgische Gefühle

auslösen. Auch bieten die ungenutzten Hallen Obdachlosen Unterschlupf, oder Graffiti-Künstler leere Wände zum Experimentieren. Der Literaturwissenschaftler Dr. Lars Wilhelmer schrieb dazu in einem Artikel mit dem Titel *Besser als nichts. Transit-Orte und Nicht-Orte*: **„Vielleicht sind diese Nicht-Orte also gar nicht so wichtig. Vielleicht passiert gerade hier etwas, das nirgendwo sonst passiert. Vielleicht wäre es sinnvoll, diese Orte nicht durch den Mangel an etwas zu definieren, sondern durch ihre Differenz zu anderen Orten, durch ihre Andersartigkeit.“**

Auch Jena hatte bis vor zwei Jahren eine „Dead Mall“, das heutige Wiesencenter (früher Schiller-Passage), welches zwischen 2013 und 2021 leer stand, Obdachlosen eine Herberge bot, wenn auch nicht legal. Seit der Renovierung ist es wieder ein kommerziell genutzter Nicht-Ort mit Franchise-Fitnesscenter, Drogerie und Supermarkt, statt leeren Hallen und stillstehenden Rolltreppen - es bietet weder eine Unterkunft, noch eine Leinwand. Vielleicht werden andere Nicht-Orte Jenas einen erfolgreicherer Wandel hin zu lebenswerten Orten durchlaufen, wie etwa durch die EichplatzAreal-Initiative, oder durch die bereits seit Jahren existierende Initiative zur Umgestaltung des Ernst-Abbe-Platzes, für die es seit etwa 2012 eine Arbeitsgruppe der FSU gibt und die mittlerweile auch Klimaanpassungsmaßnahmen wie Wasserspender, Grünflächen und Schattenelemente anstrebt. Dabei darf aber nicht die Ansiedelung von Gewerben und Immobilienspekulanten im Vordergrund der Maßnahmen stehen, sondern die Überlegung, wie die Stadt all ihren Bewohnern einen „echten“ und lebenswerten Ort anbieten kann. □

# „Sag das noch einmal, Kierkegaard – Von Utopie, Zwang

von Aliena Kempf

Sinn und Glück des Lebens, schreibt der dänische Philosoph Sören Kierkegaard (1813-1855), liegen in der Wiederholung. Er erennt sie in seinem Werk *Die Wiederholung* zu der wichtigsten Kategorie der neueren Philosophie. Was hat es damit auf sich? Was können wir wiederholen, wenn nicht das Alte, bereits Bestehende? Kierkegaard schreibt: „*Es ist nur das Neue, dessen man überdrüssig wird, nie das Alte*“. Die Wiederholung ist alles andere als ermüdender Alltagstrott und festgefahrene Routine. Sie ist sogar das Lebendigste und Schöpferischste, was wir uns vorstellen können!

Wir wollen Utopien erdenken, die Verfasstheit der neoliberalen Gesellschaft kritisieren, ihre Widersprüchlichkeiten aufzeigen und heute im Kleinen schon so leben, als wäre die ideale Welt schon gegenwärtig. Trotz kleiner Mut machender Erfolge – die Geschichte zeigt uns, dass Utopien scheitern. Immer wieder. Weder Sozialismus noch Kapitalismus erreichten utopische Zustände, ebenso wenig die soziale Marktwirtschaft oder liberale Demokratie. Eine bessere Welt scheint nicht möglich zu sein. Im Gegenteil: Im Streben nach dem angeblich Besseren, produziert die Menschheit das Schlechtere – bestenfalls eine anders schlechte, ungerechte Welt. Das wiederholte Scheitern von Utopien ist wie ein Fluch, eine wiederkehrende Retraumatisierung. Das ist eine Wiederholung, die wir vermeiden wollen. Und überhaupt: Ist, wer heute noch über Utopien nachdenkt, nicht schrecklich naiv oder gänzlich verrückt geworden?

Spätestens seit der „Letzten Generation“ geht es nicht mehr nur um das bessere (Zusammen-)Leben, sondern um das Weiterleben überhaupt. Mit einem entschiedenen Ja zum Fortbestand des Planeten Erde inklusive unserer Spezies ist aber auch klar, dass sich grundlegend etwas verändern muss. Wenn wir weiterhin Lebensstil und Glaubenssätze unserer Vorfahren wiederholen, dann war’s das. Es wird Zeit, den Teufelskreis zu durchbrechen und Kierkegaard nach der „richtigen“ und „eigentlichen“ Wiederholung zu fragen, ehe uns die nächste und vielleicht letzte schicksalhaft einholt.

## Utopie – nein danke?

Solidarisches Wohnen, Ökodörfer, bedingungsloses Grundeinkommen – dem hat Kierkegaard nichts hinzuzufügen außer einem unverständigen Kopfschütteln. Er würde uns sagen: Ihr wollt etwas verändern, doch all eure Bestrebungen beziehen sich auf das Außen, auf die Welt, die Gesellschaft. Weil es euch neben dem Überleben auch um das gute Leben geht – im Einklang mit der Natur – hofft ihr, durch äußere Veränderung auch eine Veränderung in eurem Inneren zu bewirken, einen glücklicheren Menschen aus euch zu machen. Bleibt der Mensch aber gleich, wiederholt er auch seine Fehler: Der ungelöste Kern in seinem Inneren holt ihn immer wieder ein.

Überhaupt reagiert Kierkegaard auf alles allergisch, was idealistisch-perfekt daherkommt. Er wirft uns vor, mit einem Ideal – sei es vom menschlichen Zusammenleben, von einer geliebten Person oder unserem Leben – schon am Ende zu sein, ehe wir eigentlich angefangen haben, wirklich etwas zu tun. Wir würden nie wirklich erfassen, wie unser Gegenüber, unsere Gesellschaft aussieht, weil wir immerzu unser Ideal sehen wollen. Dabei befinden wir uns im Modus des Erinnerns: Indem wir versuchen, eine Idee zu verwirklichen, kehren wir gedanklich immer wieder zu unserem Entwurf zurück – und sehen ihm beim Scheitern zu. Wir werden zu Melancholiker\*innen, die einer idealen Welt nachtrauern, die nie existiert hat und nie existieren wird.



# Kierkegaard“ und Neubeginn

Es klingt zunächst so, als sollten wir uns besser in stoischer Akzeptanz üben: nicht sofort etwas verändern wollen, sondern den Ist-Zustand erst einmal so hinnehmen. Kierkegaards Forderung ist aber radikaler: Wir sollen den derzeitigen Zustand nicht nur passiv dulden, sondern aktiv wollen. Der Utopist in uns ist damit alles andere als einverstanden. Natürlich, um den Kapitalismus zu überwinden, muss man ihn kritisieren und dafür wiederum erst einmal richtig wahrnehmen und verstehen. Aber ihn wollen?! Genau dieses Wollen, Bejahen, Bestätigen ist die Wiederholung, die Kierkegaard vorschwebt.

**Die Wiederholung ist gleichbedeutend mit der Wahl. Und wir wählen nichts weniger als das, was ist: unsere Welt, Gesellschaft, Herkunftsfamilie, ... uns selbst.** Es ist wie eine zweite Geburt, nur dass wir sie dieses Mal selbst wollen, sie bewusst initiieren und durchlaufen. Und das soll wirklich etwas bringen?

Das hab' ich alles nicht gewollt...

Für Kierkegaard macht diese Wiederholung einen entscheidenden Unterschied: Wir übernehmen Verantwortung für die Welt und uns selbst, obwohl wir nichts dafür können. Wir haben sie und uns nicht verursacht, nicht gewollt. An allen Problemen und Missständen tragen wir keine Schuld, denn sie waren vor uns da. Wir werden geboren, machen die Augen auf und finden uns darin wieder. Der Ärger des Utopisten ist vollkommen richtig: Wer hat uns diese Suppe eingebrockt, die wir jetzt wieder auslöffeln sollen? Der Finger zeigt auf die vorherige Generation, was sicher nicht ganz falsch ist. Doch auch diese Generation fand sich in derselben Situation wieder, mit der Welt fertigzuwerden, so wie ihre Vorfahren sie hinterlassen haben. Mit der Nummer der Schuld kommen wir nicht weit und gleichsam an den Ursprung von allem: zur Theodizee. Wie der biblische Hiob,

Kierkegaards Schlüsselfigur in *Die Wiederholung*, wenden wir uns klagend an den Schöpfer: Warum hat er dieses Leid, diese Missstände zugelassen? Hiob wurde von allen möglichen Verlusten heimgesucht, von der Ernte über sein Vieh bis zu schrecklichen Krankheiten. Und für all das gab es keinen wirklichen Grund. Er trug keinerlei Schuld und musste doch irgendwie damit fertig werden. Also Verantwortung für etwas übernehmen, für das er nichts konnte; sein Leben in die Hand nehmen, obwohl er ganz am Boden war.

**Nicht mehr und nicht weniger verlangt Kierkegaard auch von uns: Verantwortung für unsere Mit- und Umwelt sowie uns selbst zu übernehmen, als hätten wir das alles so gewollt.** Hierin liegt auch unsere Freiheit: immer wieder Ja zu uns und den Gegebenheiten zu sagen. Auf diese Weise befördern wir uns zurück in die Gegenwart, handeln im Jetzt, statt in die Erinnerung eines besseren Zustands oder die Vorstellung einer besseren Zukunft zu flüchten. Ebenso könnte ich in passiver Haltung sagen, es ist alles gut so, wie es ist, oder anderen die Schuld für meine Probleme geben.

Sich dagegen für die Wiederholung zu entscheiden, ist weder selbstverständlich noch einfach:

*„Es gehört Mut dazu, die Wiederholung zu wollen. Wer bloß hoffen will, ist feige, wer bloß erinnern will, ist wollüstig, aber wer die Wiederholung will, der ist ein Mann [bzw. ein Mensch]“,* schreibt Kierkegaard.

Unser Problem liegt für ihn darin, dass wir gar nicht merken, dass wir vor einer solchen Entscheidung stehen, dass wir in jedem Moment dazu aufgefordert sind, das Leben, so wie es gerade ist, noch einmal explizit auszuwählen. **Es geht nicht darum, sich zwischen mehreren Alternativen zu entscheiden - in etwas: ziehe ich nun nach Jena oder Hildes-**



### heim? -, sondern um das Ob Überhaupt: Gehe ich wirklich meinen Weg? Bin das noch ich?

Es zeichnet den Utopisten aus, dass er unzufrieden mit den Umständen ist, und aus der Unzufriedenheit zieht er seine Kraft für Veränderungen. Ist das nun falsch? Oder anders gefragt: Kann er die Umstände gleichzeitig wollen und nicht wollen? Hier bringt Kierkegaard wieder Hiob ins Spiel. Das Entscheidende an Hiob ist, dass er wütend ist und Einspruch gegen Gott erhebt. Genauer gesagt, erhebt er Einspruch gegen eine falsche Schuldzuschreibung. Anders als seine Freunde, die bei Hiobs Verhalten die Erklärung für sein Unglück suchen, besteht er darauf, nichts falsch gemacht zu haben, wofür er von Gott bestraft worden sei. Damit beharrt er aber auch auf der Sinnlosigkeit seines Leidens. Denn alle Schuldzuschreibungen – wer ist denn nun maßgeblich schuld an der Klimakatastrophe? – haben die Funktion der Sinngebung. Sie machen ein Leiden, einen Missstand verstehbar, erträglicher und erlauben, mit Recht zu handeln: gegen Schuldige – z.B. Energiekonzerne – vorzugehen und sie vor Gericht zu stellen. Hiob wagt es, eine solche Erklärung bei Gott zu suchen und überschreitet dabei eine entscheidende Grenze. Statt in Gott den unverfügbaren, ganz Anderen zu sehen, spricht er mit ihm „von Mann zu Mann“. Er begegnet ihm auf Augenhöhe; d.h., er macht Gott verantwortlich, indem er ihn dazu auffordert, Verantwortung für das Zustandekommen seines Leids zu übernehmen. Doch Gott lässt sich nicht darauf ein und verweist auf die Unergründlichkeit der Zusammenhänge des Daseins. Das Leid ist nicht verstehbar, nicht erklärbar. Es ist Hiob, der sich in dieser Situation wiederfindet und niemand kann das Leben für ihn leben, ihm die Verantwortung für den Umgang mit seiner Situation abnehmen.

Wut und Ärger können der gesunde Widerstand sein, den Ist-Zustand nicht einfach hinzunehmen. Sie sollten aber nicht auf einen Schuldigen gerichtet werden, sondern auf den Ist-Zustand selbst. Kierkegaard ist es wichtig, nicht zu einfach oder zu schnell mit den Gegebenheiten fertig zu werden, sondern sich immer wieder an ihnen abzarbeiten. Doch warum sollte man das tun, wenn man sich nicht einmal eine Utopie, einen besseren Zustand ausmalen darf? Wonach streben, wenn nicht nach einer besseren Welt?

Wer immer wieder die Wiederholung wagt, ist in Bewegung, im Werden. Und die Bewegung der Wie-

derholung ist die des Wunsches. Ohne Mangel, kein Wunsch. Wir nehmen uns selbst und unsere Um- und Mitwelt immer defizitär wahr, was unseren Wunsch nach Verbesserung weckt. Es ist ein unbestimmter und ewiger Wunsch. Denn der Sinn des Wunsches besteht bei Kierkegaard nicht darin, erfüllt zu werden, sondern sich fortwährend zu reproduzieren und somit aufrechtzuerhalten.

Unser Wunsch nach Verbesserung muss und will also Wunsch bleiben. Ein möglicher Zielzustand kann und soll nie erreicht werden. **Natürlich wollen wir nicht, dass die Welt so bleibt wie sie ist, aber sie ist die einzige, die wir haben.** So ernüchternd das auch klingen mag – diese Vorstellung lässt sich sehr gut mit dem vereinbaren, wie Utopien derzeit gedacht werden. Der Sozialist Tschernyschewskij stellte sich in seinem Roman *Was tun? Erzählungen vom neuen Menschen*, der Karl Marx schwer beeindruckte, den Zielzustand einer idealen Gesellschaft noch folgendermaßen vor: Die Menschen leben in einer sorgsam gepflegten Natur, in einem riesigen Gemeinschaftspalast aus Metall und Glas, überall Aluminium und grünende exotische Gewächse. Ihre einzige Aufgabe besteht darin, die Maschinen zu starten und zu überwachen – und das Leben zu genießen. Es fehlen nur noch die Medien der Spaß- und Unterhaltungskultur, die uns die letzte Eigentätigkeit, das Denken und die Vorstellungskraft, abnehmen und wir haben ein gelungenes Beispiel für eine Dystopie. Spätestens seit Nozicks Experiment, das der Frage nachging, ob wir ein lustvolles Leben ohne Leid auf Knopfdruck oder unser reales Leben mit all seinen Höhen und Tiefen bevorzugen würden, ist klar, dass wir letzteres wollen: in der Welt sein, nach unversöhnlicher Erkenntnis und unvollkommener Gerechtigkeit streben. Sind wir also bereit, mit Kierkegaard auf die ungewisse Reise der Wiederholung zu gehen?

### Zeit für einen Neubeginn

Ehe wir dieses Wagnis eingehen, sollten wir uns noch einmal vergegenwärtigen, was wir wiederholen wollen und was nicht. Denn nichts wäre verdrießlicher, als nach all diesen Ausflügen wieder in den alten Trott zu geraten und im Sehnen nach dem Neuen, der Veränderung, doch wieder vom Alten eingeholt zu werden. **In der Wiederholung geht es allein um uns selbst und nicht darum, in einem höheren Ideal-Ich auf-**



**zugehen.** Ideale sind allgemein und abstrakt. Und was immer sie sind – eines sind sie nicht: wir selbst. Ideale lenken von uns ab. Sie helfen uns, uns selbst zu überspringen, nicht richtig hinzuschauen. Es geht nicht um Perfektion oder um Selbstoptimierung. Denn wenn wir ehrlich sind, kommen solche Vorstellungen nicht von uns selbst. Nicht uns selbst verwirklichen wir dabei, sondern Ideen eines anonymen Anderen – der Gesellschaft, der herrschenden Ordnung. Wollen wir uns selbst wählen oder unsere Entfremdung? Wollen wir uns für etwas Größeres opfern und am Ende beides verlieren: das Ideal und uns selbst? Fast beiläufig haben wir bisher Kierkegaards Kerngedanken behandelt: **Wähle dich selbst. Werde, der oder die du wirst. Gehe, wohin du gehen wirst, aber gehe deinen Weg.**

Warum ist uns immer das Neue lästig, nie das Alte? Wir fühlen uns immer zu getrieben, Projekte voranzutreiben, die Welt im Außen zu gestalten. Das ist anstrengend und ermüdend vor allem aus einem Grund: Uns selbst betrifft das überhaupt nicht, weil wir dabei dieselben bleiben. Wir als Person haben uns dabei nicht besser verstanden, sind unsere Probleme nicht angegangen, sondern haben uns in der bunten Geschäftigkeit vergessen – und versuchen mit letzter Kraft, unseren müden Krieger in das nächste Projekt zu ziehen. Unser Schatz aber liegt im Alten, er liegt in uns selbst begraben und möchte geborgen werden.

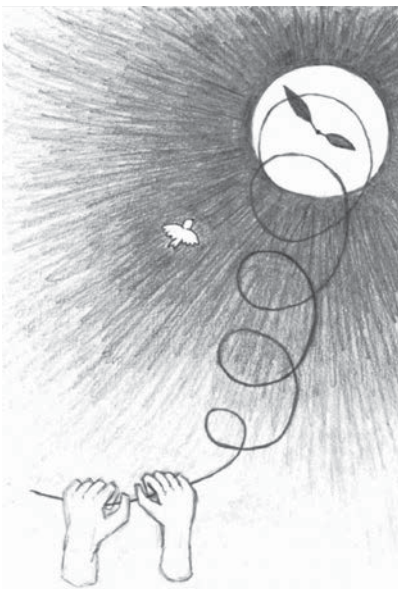
Da du bereits bist, wer du bist, wiederholst du dein Du-Sein. Aber bleibst du dabei wirklich die oder der Alte? Kierkegaard verwendet viel Mühe darauf, uns zu zeigen, dass *eine* Art der Wiederholung nicht möglich ist: nämlich die exakte, identische Reproduktion dessen, was einmal gewesen ist. Denn selbst wenn du dich in der exakten Umgebung wiederfindest, ist doch nicht alles beim Alten geblieben. Etwas hat sich beispielweise zu Hause in deinem Zimmer verändert, obwohl du nichts angerührt hast. Du findest bei der Rückkehr in deine Heimat alles genauso wieder, wie du es zurückgelassen hast und dennoch ist es nicht dasselbe, weil *du* dich verändert

hast: Du bist in einer anderen Stimmung, hast andere Gedanken, neue Erfahrungen gemacht und nimmst das Zimmer mit anderen Augen wahr. Vielleicht ist der Unterscheid klein, aber es ist doch niemals genau das Gleiche. Du bist es – und gleichzeitig bist du es nicht. Du beginnst, deine Existenz im Werden zu begreifen.

**Das ist das Moment der Wiederholung: der Übergang zwischen dem, was du nicht mehr und noch nicht bist.** Die Wiederholung führt dich in die Gegenwart, in dich selbst. Noch einmal wählst du bewusst alles: deine Familie, deinen Geburtsort, deine Kultur, deine Zeit. Du begreifst, dass du nicht nur lebst, sondern immer auch vor der Entscheidung stehst, es noch einmal zu wählen. Nichts ist leichter als die Entscheidung anderen zu überlassen: Mögen sich die Umstände doch ändern, dann wäre ich bereit, das Leben noch einmal zu wagen.

Die das Selbst bestätigende Wiederholung ist ein ethischer Akt. Sie ist die revolutionäre Wiederholung, die Revolutionäres bewirken kann. Wir übernehmen Verantwortung für unser Dasein, für unser Leben. Wir erkennen unsere Einzigartigkeit und Singularität an und treten als Subjekte auf. Und dieser Schritt ist nur vollständig, wenn wir unser Gegenüber auch als ein Subjekt im Werden ansehen; es weder idealisieren noch abwerten; weder über es bestimmen noch sich von ihm bestimmen lassen. Es ist der Versuch, unsere Mitmenschen und unsere Gesellschaft so zu sehen, wie sie sind; sie zu verstehen, sie in ihrem

Werden, ihrem Weg zu begreifen und anzuerkennen. Das heißt aber auch, nicht übergriffig zu werden und meinen zu wissen, wie es besser sein sollte, wie sich etwas oder jemand zum Besseren verändern sollte. Damit wäre schon viel erreicht. Eines müssen wir jedoch ebenfalls wollen: auch dabei zu scheitern. Denn nur wer die eigene Unvollkommenheit und die des Gegenübers nicht aus dem Blick verliert, entgeht, so Kierkegaard, der trügerischen Idealismus-Falle und lebt. Noch einmal. □



# Exploring Martin Luther's Legacy and the Challenge of History

by *Essam Yehia*

On the 31st of October last year, which marked Reformation Day, I found myself engrossed in a conversation with German friends. As we delved into the topic of celebrating this significant day, I realized we held opposing views. It was during this exchange that I asked them about their knowledge of Martin Luther, the central figure of the Reformation. To my surprise, they had little awareness of Luther's complex legacy, particularly his contentious relationship with the Jewish community throughout his life.

Now, I encourage you, dear reader, to contemplate your familiarity with Martin Luther and the Reformation. Have you ever pondered why certain aspects of history garner less focus than others? Moreover, have you considered the reasons behind the widespread celebration of Martin Luther and the observance of a day off on the 31st of October?

This conversation ignited my curiosity, prompting me to delve deeper into Martin Luther's life and influence. My interest goes beyond his controversial views on Judaism. Furthermore, it extends to the broader issue of how history is often oversimplified, reducing it to a one-sided narrative. While Luther's 95 Theses are hailed as a pivotal event in European history, I argue that attributing the entire Reformation to these theses oversimplifies the historical context. It's akin to preparing a complex meal and giving credit to someone who merely added a pinch of salt.

In 2017, Germany marked the 500th anniversary of the Reformation, sparked by Martin Luther's famous 95 Theses. To commemorate this milestone, the nation declared October 31st a public holiday nationwide for this year. While honouring Luther, we must question whether reducing this monumental historical event to a day off from work does justice to its complexity and significance.

## The Renaissance and Averroes' Influence on Martin Luther's Reformation

To understand the backdrop of Martin Luther's Reformation, we need to delve into the Renaissance, a period marked by the resurgence of humanism. During this era, scholars embarked on a quest to rediscover ancient Greek texts, including the works of Aristotle, Plato, and other philosophers. In the midst of this revival, they encountered the writings of Averroes, a Muslim philosopher whose interpretations of Aristotle reignited Western scholars' interest in ancient Greek philosophy, which had been dormant for centuries.

Averroes conducted a comprehensive analysis in his *Decisive Treatise*, addressing the perceived conflict between philosophy and religion. He challenged anti-philosophical sentiments within the Sunni tradition, leading to a re-evaluation within Christian circles. This gave rise to a group known as the "Averroists," who provided commentaries on Greek philosophy and emphasized the harmony between faith and philosophy as outlined in Averroes' work "On the Harmony of Religions and Philosophy."

However, the promotion of Averroes' ideas and translations sparked controversy. In the 13th century, Frederick II, the Holy Roman Emperor, supported these translations and the dissemination of Averroes' doctrines in his diverse court. Although his motivations were not solely aimed at "challenging the Church," his sponsorship led to broader discussions about the interplay between faith and reason.

Frederick II's patronage significantly contributed to the intellectual environment that influenced the Reformation. Thus, Averroes' philosophical contributions

# Legacy

## Historical Oversimplification

indirectly shaped this environment, laying the groundwork for Martin Luther and influencing his ideas.

As previously noted, another crucial aspect of Martin Luther that demands attention is his controversial stance on Judaism throughout his life.

### The Evolution of Martin Luther's Views on Judaism and Their Influence on Nazi Ideology

Martin Luther's attitude toward Judaism underwent a significant transformation over his lifetime. In the early years of his career, until around 1536, Luther expressed concern for the Jewish population in Europe and hoped they would embrace Christianity through his religious reforms. However, as his attempts to convert Jews proved unsuccessful, his stance took a dramatic shift.

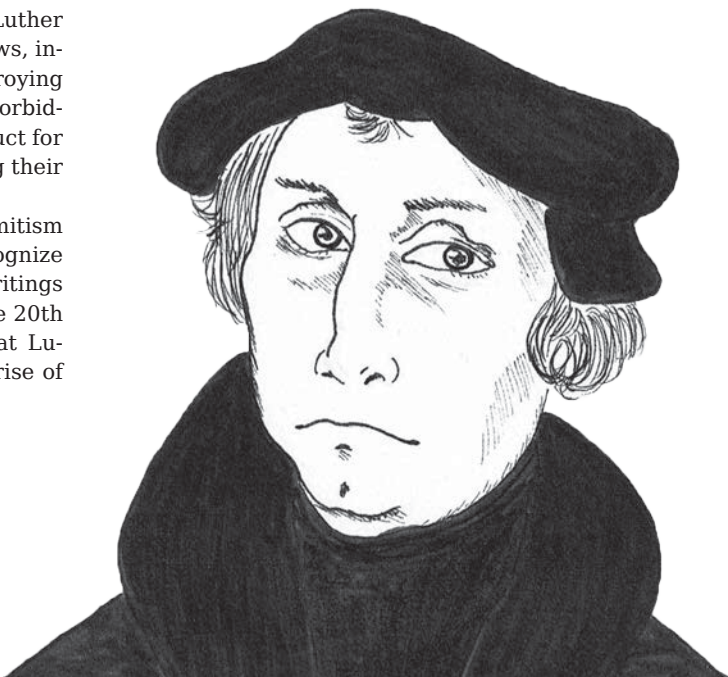
During his later years, Luther not only denounced Judaism but also advocated for harsh persecution of Jewish people. Luther vehemently criticized Jews, portraying them as an idle, evil, and blasphemous people who profited from usury, exploiting Christians. In his infamous work, "On the Jews and Their Lies," Luther provided an eight-point plan for dealing with Jews, included burning synagogues and schools, destroying their houses, confiscating their religious texts, forbidding rabbis from teaching, abolishing safe-conduct for Jews on highways, prohibiting usury, and seizing their wealth.

Regarding the link between Luther's anti-Semitism and the actions of the Nazis, it's essential to recognize that the Nazis exploited Luther's anti-Semitic writings to justify their own discriminatory agenda in the 20th century. However, it is important to clarify that Luther's anti-Judaism did not directly lead to the rise of the Nazis or their actions.

### Navigating Complexity: A Call for Understanding

This article doesn't aim to encapsulate the intricacies of the Reformation and Martin Luther within a few words. Rather, it serves as a call to understanding, prompting us to grasp the bigger picture in our own lives and the lives of those around us. It urges us not to oversimplify matters for the sake of comfort.

Whether we're considering history, contemporary issues, or the complexities of life itself, the narratives we construct often offer a selective view. As we navigate the fine line between venerating historical figures and critically examining their legacies, it's crucial to recognize that the study of history is a dynamic process, not a fixed one. It's an ongoing dialogue that encourages us to reevaluate our perspectives, question our assumptions, and embrace a more comprehensive understanding of the past. In doing so, we pay homage to the timeless pursuit of truth and knowledge that defines our shared human experience. □





# „Zu machtschlafener Zeit“ – über die Autorin Gisela Kraft

von Paula Jänig

Eine Weltbürgerin, eine, die aus Westberlin in den Osten zog,  
eine Sozialistin, eine Feministin, eine Schriftstellerin.

**„Ich wollte ein Regal bauen - aber ich baute einen  
Vers - darin viele Bücher Platz hatten.“**

„...darin viele Bücher Platz hatten - im Bücherregal des Büros der Literarischen Gesellschaft Thüringen haben viele Bücher Platz. Es sind so viele, dass es zu eng wird im Regal. Es sind Bücher von Autor\_innen, welche in und über Thüringen schrieben, Bücher, welche hier gelesen wurden. Vor einigen Monaten fiel mir ein Gedichtband in die Hände: „Katze und Derwisch“ von Gisela Kraft. Ich begann darin zu lesen, wieder und wieder, fand einen Karton mit der Aufschrift „G. Kraft“ und weiteren Büchern, an der Wand ein Bild von Gisela Kraft und dem Thüringer Autor Mathias Biskupek. Es muss zu einer ihrer letzten Lesungen, in Weimar in der Literaturretage, gewesen sein.

Gisela Kraft nannte im Laufe ihres Lebens verschiedene Welten „Zuhause“, Welten, welche eng beisammen und doch so unerreichbar voneinander getrennt waren. Die größte dieser Welten und ihre beständige Heimat blieb jedoch die Literatur, die Dichtung, der sich Gisela Kraft bis an ihr Lebensende verschrieb. Auf ihrer Wanderschaft, welche sie unter anderem über West- nach Ostberlin, sowie in entfernte Orte, vor allem im mittleren Osten, führte, lebte sie am Ende ihres Lebens auch in Weimar und engagierte sich viel in der Literatur- und Kulturlandschaft Mittelthüringens. Der Autor Martin Straub schrieb, sie habe „gleichsam ein Weltgebäude errichtet, dessen Bogen von Berlin über Istanbuls Blaue Moschee führt [...]“

In ihrer Lyrik zeichnete sie die Eindrücke ihrer vielen Reisen in den Nahen Osten und ihrer umfassenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit der türkischen Kultur in präzisen Skizzen und schrieb:

„Wo immer ich lebe, dort schreibe ich und von dort beobachte ich die Welt.“

Eine besondere Begeisterung Krafts galt vor allem der ostdeutschen Dichtung. So äußerte sie sich zur sächsischen Schule der Dichtung wie folgt:

**„Gäbe es ein seismisches Gerät, das elementare  
Dichte der Sprache anzeigt, in Ostdeutschlands Li-  
teratur würde es besonders häufig und heftig aus-  
schlagen. Wer zu spät kommt, lege sein Ohr an die  
Erde und horche, was zu lernen ist.“**



## liebe : ein igel der im gedicht überwintert

1984 zog Gisela Kraft aus West-Berlin in den Osten der Stadt, zu einer Zeit, in der viele Künstler\_innen und Intellektuelle in die entgegengesetzte Richtung zu fliehen versuchten, besonders nach der Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann. Sie hingegen entschied sich für die DDR mit all ihren Widersprüchen und beobachtete die geteilte Entwicklung beider deutscher Staaten stets kritisch:

**„Mein erstes Land, die BRD, samt vorgelagerter Insel West-Berlin, war der fettere Zwilling. Ihm presste man keine Reparationen ab, im Gegenteil, man steckte ihm Care-pakete zu und lies ihn Kapitalismus büffeln. Dafür hatte er Ausgang sooft er wollte. Ein Tugendbold war er wohl kaum. Warum sich nicht von alten Nazis auf die Schliche bringen lassen. Warum sich nicht als erster wiederbewaffnen. [...]“**

Die Autorin begab sich auf die Spuren ihrer größten literarischen Muse, Novalis - bürgerlich Friedrich von Hardenberg - dem romantischen Dichter und folgte ihm über Weisfenfels bis nach Jena. Sie notierte: „Ich dürfe in Hotels der DDR mit Mark der DDR bezahlen. Stempel, Unterschrift. Na bitte. Reisefreiheit pur. Novalis' Heimat steht mir offen.“ Nur in der DDR habe sie den Plan verfolgen können, Novalis „aus seiner Landschaft heraus zu verstehen und zu beschreiben“, außerdem fand sie in der DDR ideelle und finanzielle Unterstützung für ihr Projekt. So erschienen ihr Roman *Prolog zu Novalis* (1990 Aufbau-Verlag) und weitere Werke. Das ausgehende 18. Jahrhundert wird Kulisse einer Erzählung, in welche Gisela Kraft die Suchenden über die Jahrhunderte

„du in asien  
das wiewort ich  
in europa das  
tuwort  
schreiben wir  
wie es sich lebt  
in frieden  
unsere füllfedern  
reiben sich  
fell am fell“

in ihrer Hoffnung und ihrem Leid miteinander verwebt, sie kritisch und doch feinfühlig gegenüberstellt. Jena, als Zentrum der Frühromantik, war ein zentraler Ort ihrer literarischen Recherchen und des intellektuellen Austauschs. Sie engagierte sich so im Romantikerhaus und rief dort den „Caroline-Schlegel-Preis“ für Essayistik mit ins Leben, dessen erste Preisträgerin die heute bekannte Schriftstellerin Juli Zeh war.

Mit ihrem Umzug nach Weimar 1997 begann für Kraft eine sehr erfüllte Zeit als Schriftstellerin, in der sie zahlreiche Schriften veröffentlichen konnte und intensiven Austausch mit einem wachsenden Publikum, einem vertrauten Kreis an Literatur-Freund\_innen und auch der jungen Literaturgeneration suchte, sich aber auch bürgerschaftlich sehr engagierte. Eines ihrer großen Anliegen war unter anderem die Verlegung eines Gedenksteines für den Anti-Klassiker Jean Paul Friedrich Richter, dessen Werk heute hinter Schiller und Goethe in der Beachtungslosigkeit versinkt. Der Gedenkstein ist auf dem Weimarer Marktplatz zu finden.

Gisela Kraft zog nicht nur geografisch eigene Spuren - ihrer literarischen Spur, ihrer facettenreichen Dichtung, ihren Erzählungen, Romanen, Gedichten und Essays folgte bisher erstaunlicherweise nur wenig Würdigung im deutschsprachigen literarischen Diskurs und nur eine geringe wissenschaftliche Annäherung durch die Germanistik. Gisela Krafts Unvoreingenommenheit und ihr Weltgeist waren Ursache und Ergebnis ihrer vielen Reisen. Ihre Stimme hat an Gegenwärtigkeit und Feingefühl nicht verloren, es muss sie nur gesucht werden. □

### zum Weiterlesen :

Novalis Trilogie: Prolog zu Novalis, Madonnensuite, Planet Novalis.  
Mein Land, ein anderes. Erinnerungen.  
Zu machtschlafener Zeit. Postpolitisches Fragment  
Unterwegs mit einem Derwisch (Gedichte).  
Palmbaum: Literarisches Journal aus Thüringen.

# “This must be the place” oder: Wie die lokale Musikszene

von Sebastian Baum

“This book is my attempt to honour my love of music by exploring its impact on how we live, and how it shapes the places we call home. I’ll show the effect music has on how cities are developed, built, managed and governed.” Mit diesen zwei Sätzen beginnt Shain Shapiro die mit “Why music matters“ betitelte Einleitung seines im September 2023 erschienenen Werks „This must be the place - How music can make your city better“.

Wenn man über den Einfluss von Musik auf das tägliche Leben nachdenkt, dann bleibt dies meist auf einer sehr individuellen Ebene. Sie ist zwar überall, hat aber viel an ihrer Besonderheit und ihrem gemeinschaftlichen Charakter verloren. Noch bis weit ins 19. Jahrhundert war Musik nur dann „konsumierbar“, wenn sie live gespielt wurde. Sie war begrenzt auf besondere Orte wie Kirchen, Jahrmärkte, Opernhäuser, Pubs. Selbst zur Hausmusik traf sich die Familie und zelebrierte sie. In dem Moment, in dem Musik „konserviert“ wurde, auf Wachszyindern, Schallplatten, Magnetbändern, CD’s und letztlich auf Festplatten, ist ihr der kommunale Charakter abhandengekommen. In Zeiten der Spotify-Playlists könnte man behaupten, dass der Einzelne zwar mehr Musik als je zuvor in der Menschheitsgeschichte hört, dies aber oft nur dazu dient, im Hintergrund die „Leere“ bei anderen Aktivitäten zu füllen, etwa beim Putzen, Kochen, Artikel schreiben oder Arbeiten. Massenhafte „Lo-fi Music for Studying“-Playlists, welche rund um die Uhr in Dauerschleife gestreamt werden, zeugen davon, dass es scheinbar ein Verlangen danach gibt, selbst die stillen Momente des Lebens noch mit musikalischer Untermalung zu füllen. Dies ist nicht einmal neu, wenn man bedenkt, dass schon vor weit mehr als einem halben Jahrhundert lange Autofahrten durch das Radio etwas erträglicher gestaltet wurden und in Einkaufszentren, Aufzügen und in Telefonwarteschlangen unauffällige

Hintergrundmusik, sogenannte „Muzak“ gespielt wurde. Kurzum - Musik ist omnipräsente, hyperindividualisierte Hintergrundbeschallung, aber gleichzeitig voll persönlicher Bedeutung.

Shain Shapiro würde diesem Statement in seiner Arbeit jedoch widersprechen. Musik hat laut seiner These gerade in ihrem gemeinschaftsbildenden Charakter ihre größte Bedeutsamkeit. Ihr Effekt kann sich sehr positiv auf Städte auswirken und zwar in vielfältiger Hinsicht. Dieser Text soll den Fokus aber auf eine andere These Shapiros legen: Im ersten Kapitel des Buches beschreibt er, dass Musik eine Messlatte dafür darstellt, wie lebenswert eine Stadt ist. Er vergleicht sie mit den Kanarienvögeln welche in vergangenen Jahrhunderten im Bergbau eingesetzt wurden, um die Luft untertage zu testen. War der Sauerstoffgehalt zu niedrig, ist der Vogel als erstes gestorben, bzw. bewusstlos geworden und der Bergarbeiter wusste, dass er als nächster dran ist, wenn er nicht umkehrt. Ähnliches gilt für Städte. „The success of music in a place demonstrates the success of the place in general“. Wenn eine Stadt dagegen nicht lebenswert ist, z.B. die Bevölkerung unter hohen Mieten leidet, kein Zugang zu kulturellen Aktivitäten geboten wird, dann ist die Musikszene meist die Erste, die darunter leidet. Einerseits die Musikschulen und Opernhäuser, andererseits auch die Amateurbands, Jazzclubs und Bars, usw. Es stellt sich dabei die Frage, wie viel die jeweilige Gemeinde in ihre kulturelle Infrastruktur investiert. Nur wenn junge Menschen überhaupt einen Zugang zu Musikschulen haben, werden sie später die Fähigkeiten



# von Shain Shapiro –

einem

## Kanarienvogel

im Bergbau



ähnelt

besitzen Amateurbands zu gründen oder in Jazzclubs und Opernhäusern zu spielen. Die neoliberale Lösung der Privatlehrer würde uns ins 19. Jahrhundert zurückversetzen und die musikalische Ausbildung zu einem Privileg der Kinder von Besserverdienenden machen. Auch YouTube- bzw. App-Tutorials können einen richtigen Lehrer, welcher individuelle Förderung bieten kann, nicht ersetzen. Musikschulen müssen kommunal gefördert werden und außerdem ein weitreichendes Angebot bieten.

Shain Shapiro zeigt auf, dass im Zuge des Covid-19 Lockdowns vor allem in europäischen Städten, welche durch Hilfszahlungen ihre „Orte der Musik“ unterstützten, diese überleben konnten, während sie in Städten in Nord- und Südamerika, wo man sie im Lockdown allein ließ, untergingen. Das sah er als Zeichen, das eben diese Städte schon vor dem Lockdown wenig lebenswert waren und ihren kulturellen Zentren, bzw. Bewohnern keinerlei Sicherheiten boten. Auch über die direkte Investition in die Kultur hinaus beschreibt er in seinem Werk, dass die Situation der Musik Auskunft über alle kommunalen politischen Entscheidungen bis hin zur nationalen Ebene gibt. Dabei erinnert er an den Kulturkritiker Mark Fisher. Fisher verwies in vielen seiner Schriften (zum Beispiel *Ghosts of my Life* oder *Post-Punk Then and Now*) auf die Zeit in England vor Margaret Thatcher, also die 60er und 70er. Damals investierte der englische Staat zum einen mehr auf kommunaler Ebene in die Kultur, etwa indem er experimentelle Kunsthochschulen förderte, welche eine Brutstätte für Innovationen in der Musik (Synth, New Wave) und den Künsten bildeten. Zum anderen bot er ge-

nerell durch den starken Sozialstaat, auf nationaler Ebene, den Menschen die Möglichkeit, etwas zu wagen, z.B. auch als Kind einer Arbeiterfamilie ein Studium zu wählen, an dessen Ende keine Jobgarantie stand, und dafür sogar ein staatliches Stipendium zu bekommen, keine Studiengebühren zu zahlen und durch sozialen Wohnbau eine günstige Unterkunft zu bekommen. Eine gute Bahnanbindung machte selbst das Pendeln zu einer günstigen Option für die, die außerhalb der Universitätsstädte oder in deren Peripherie lebten. Und was gut war für junge Künstler, davon profitierten auch die Anderen: Niedrige Lebens- und Transportkosten, ein soziales Sicherheitsnetz, günstiger Zugang zu Kultur, ein frischer Wind in allen Künsten.

Nach 4 Jahrzehnten Neoliberalismus ist in England nichts mehr davon übriggeblieben. Aufgrund hoher Studiengebühren, schwer zu bekommender Stipendien und wahnsinnigen Mieten in den Universitätsstädten und der gleichzeitigen Ruinierung des englischen Bahnwesens überlegt man es sich als Kind einer nicht wohlhabenden Familie besser gut, was man studiert. Sonst sitzt man nach dem Studium arbeitslos auf hohen Studienkrediten, welche man zwangsläufig aufnehmen musste, da dort heutzutage kein Nebenjob mehr genug Einkommen abwirft, um die Mieten und Studiengebühren, neben den sonstigen Lebenserhaltungskosten zu finanzieren, wie es in den 60ern und 70er noch der Fall war. Und dies spiegelt sich laut Fisher in der Musik und Kunst selbst wieder. Wenn man nicht einer reichen Familie entspringt und dennoch dazu entschließt, das Risiko einzugehen sein Leben der Musik und Kunst zu wid-

men, dann wählt man die sicheren Optionen. Anstatt etwas Neues zu kreieren, mit der Gefahr damit auf die Füße zu fallen, orientiert man sich am bereits Dagewesenen. Nostalgie für Altes überragt auch die Hollywoodfilme. Entweder wärmt man die ewiggleichen Handlungen aus 20 Jahre alten Comics wieder auf, man macht Remakes alter Klassiker der 80er oder man bedient sich an bereits etablierten Markennamen, um von dessen Bekanntheitsgrad zu profitieren, wie etwa im Fall des Barbie-Filmes oder den „Realfilm“-Remakes von Disney. Aber eine Kultur, die nur nach gestern zurückschaut, anstatt vom morgen zu träumen, stagniert.

Den Vorgang, den Fisher in England beschrieb, beobachtet Shapiro auch in den Vereinigten Staaten. Als Beispiel nennt er Burlington, eine Stadt im Bundesstaat Vermont, mit gerade einmal 40.000 Einwohnern. Eine seiner Lieblingsbands „Phish“ entsprang dieser Stadt und wurde zumindest in Nordamerika so berühmt, dass sie noch heute als einziger Act auf Festivals mit 100.000 Gästen spielen. Gegründet haben sie



sich 1983, zu einer Zeit als Bernie Sanders der Bürgermeister der Stadt war und es trotz der relativ geringen Bevölkerung eine florierende Musik, Kultur und Kunstszene in der Stadt gab: „For such a small place, it had more music venues per capita than anywhere else in America.“ Der Ort ist auch die Heimat der Eiscreme-Firma „Ben & Jerry’s“ und die Gewerbesteuern dieser Firma flossen unter Sanders in mannigfaltige kulturelle Projekte, während er generell das Ziel verfolgte, die Zivilgesellschaft zu stärken. Der Gitarrist und der Bassist von Phish,

Trey Anastasio und Mike Gordon haben in Interviews erwähnt, dass die Band keinem anderen Ort hätte entspringen können. Auch weisen sie in vielen Liedtexten auf ihren Herkunftsort hin, wie auf die Clubs, in denen sie ihre ersten Auftritte hatten, oder



auf lokale Geschäfte. Das zeigt, dass die Lebensqualität des Ortes in direkter Korrelation zum Erfolg der Band einseits und andererseits der Musikszene an sich stand. Auch heute noch profitiert Burlington von den Investitionen aus den 80ern. Die Stadt hat den größten kommunal bewirtschafteten Supermarkt in ganz Amerika und sie bezieht ihre Energie zu 100% aus erneuerbaren Energien.

Im Jahr 2021 ist die Lage für Künstler jedoch anders. Shapiro beschreibt, dass in einer Umfrage der Non-Profit-Organisation „Big Heavy World“ herauskam, dass Musiker in ganz Vermont um ihr Überleben kämpfen. Das Medianeinkommen von Künstlern und Musikern liegt weit unter dem lokalen Durchschnitt anderer Sektoren und der Initiator der Umfrage, Jim Lockridge, glaubt, dass es wenig Möglichkeiten von Seiten der Kommunalpolitiker gibt, dieses Problem zu behandeln. Von Krankenversicherungen können die Künstler aufgrund ihrer losen Beschäftigungsverhältnisse und der immer höher werdenden Beiträge nur träumen und die Mieten sind auch in Amerika seit den 80ern durch Gentrifizierung und Mietwucher in die Höhe geschneit - von Wohneigentum braucht man gar nicht erst anfangen. Auch litt Burlington in den Jahren seit der Bürgermeisterchaft Sanders unter Wirtschaftskrisen, kürzte dabei zuerst am Kulturbudget und erkannte nicht die Rolle, welche die Musik bei der Entwicklung der Stadt spielte und noch spielen könnte. Man sieht, wie die Musik und die Künste wieder den Kanarienvogel für den Bergarbeiter der nationalen und kommunalen Entscheidungen spielen und ihnen als erste die Luft wegbleibt, wenn es zu Kürzungen kommt.

**... in den kommenden Jahren könnte der Zustand der lokalen Musikszene in Deutschland an die toten Singvögel im Käfig eines frühneuzeitlichen Bergmannes erinnern, wenn es nicht zu einem breiten Widerstand gegen die Austeritätspolitik der „Schuldenbremse“ kommt.**

Die Entscheidung Shapiros Buch zu lesen, traf ich bereits kurz vor dessen Erscheinen im September 2023. Das Thema erschien mir interessant und wichtig. Eigentlich wollte ich ein generelles Review schreiben und wer weiß welchen Fokus ich beim Lesen des Buches und schreiben dieses Artikels gesetzt hätte, wenn ich es vor dem 15. November 2023 getan hätte. Zu diesem Zeitpunkt erklärte das Bundesverfassungsgericht die Entscheidung der „Ampelregierung“ von 2021, nicht genutzte Coronahilfsgelder in einen Klima- und Transformationsfond zu stecken, offiziell für verfassungswidrig. Daraus ergab sich ein Haushaltsdefizit von 60 Milliarden Euro in den nächsten Jahren. Zur Schließung dieses Haushaltslochs wird es zu Kürzungen auf verschiedenen Ebenen kommen, was sich vor allem negativ in Landesbudgets und in kommunalen Budgets niederschlägt. Statt die sogenannte Schuldenbremse weiter auszusetzen (oder besser gleich wieder aus der Verfassung zu nehmen), wird die Kultur wohl wieder als erstes unter der Sparpolitik der „Schwarzen Null“

leiden. Das heißt, in den kommenden Jahren könnte der Zustand der lokalen Musikszene in Deutschland an die toten Singvögel im Käfig eines frühneuzeitlichen Bergmannes erinnern, wenn es nicht zu einem breiten Widerstand gegen die Austeritätspolitik der „Schuldenbremse“ kommt. Nur eine Erhöhung sozialer und kultureller Ausgaben

kann dafür sorgen, dass Deutschland nicht so endet wie England und stattdessen dem Beispiel Burlingtons unter Sanders folgt, damit unsere Städte auch in Zukunft noch Orte sind, in denen wir gut und gerne leben, experimentieren und Neues erschaffen. □



# Dystopische Tipps von Helmut



Wem diese Ausgabe  
gefällt, der sollte zum  
Arzt gehen!  
Hier meine Dosis an  
Realismus:

- **Jewgeni Samjatin - Wir** (Roman von 1920; das erste Buch, welches in der Sowjetunion offiziell verboten wurde; stellt eine Karikatur einer komplett vernunftregierten Gesellschaft dar, in der Menschen statt Namen Nummern tragen und der horizontalen Utopie der Weltraumkolonisierung hinterherjagen)

- **12 Monkeys** (Film von 1995; basierend auf dem Kurzfilm „La Jetée“ von 1962, ein Mann reist aus der Zukunft, in der die Menschheit durch einen Virus unter die Erde flüchten musste, in das Jahr 1996 und wird dort für verrückt gehalten)

- **Stalker** (Film von 1979; basierend auf dem Buch „Picknick am Wegesrand“ der Strugatskis; eine kleine Gruppe von Männern reist in einer postapokalyptischen Welt in die „Zone“, in der alle Wünsche in Erfüllung gehen sollen)

- **Jack Vance - Tales from the Dying Earth** (Kurzgeschichtensammlung aus den 50er/60er Jahren; Milliarden Jahre in der Zukunft, wenn die Sonne ein roter Riese ist, verfallen die letzten verbleibenden Menschen (und Mutanten) zurück in eine barbarische Gesellschaftsform; die Technologien und wissenschaftlichen Erkenntnisse der „Vergangenheit“ sind den Menschen so fern, dass sie es für Magie halten; Protagonisten sind stets Antihelden; inspirierte die Schöpfer von Dungeons and Dragons)

- **Duncan Jones - Moon** (2009, Film über eine dunkle Vision kommerzieller Raumfahrt)

- **Schattenjahre: Die Rückkehr des politischen Liberalismus**, C. Lindner, 2017 (einfach Chrissi Lindner...)

- **Detroit: Become Human** (2018, ein PC-Spiel, bei dem du die Wahl hast!)

- **Papers, Please** (2013, das dystopische Game als Grenzpostenbeamter)



# Die Materialien für dein Studium bekommst du bei Thalia.



Jenaer Universitätsbuchhandlung Thalia  
»Neue Mitte Jena«

Leutragraben 1 · 07743 Jena · Tel. 03641 4546-0

E-Mail: [Thalia.Jena-NeueMitte@Thalia.de](mailto:Thalia.Jena-NeueMitte@Thalia.de)

 **Thalia**

## Impressum

**Herausgeber:**  
UNIQUE e.V.  
Johannisplatz 26  
07743 Jena

E-Mail: [redaktion@unique-online.de](mailto:redaktion@unique-online.de)  
Web: [www.unique-online.de](http://www.unique-online.de)  
Twitter: @Unique\_Magazin  
Facebook: Unique Jena  
Instagram: uniquejena

**Chefredaktion:**  
Dennis Pieter (V.i.S.d.P.)

**Chef vom Dienst:**  
Silas Richter

**Dank an unsere Förderer:**  
Präsidialamt der FSU Jena  
südthüringen  
Studierendenrat der EAH Jena



## Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

**Redaktion:**  
Aliena Kempf, Antonia Dümler, Dennis Pieter, Heinrich Dirks, Julia Engelhardt, Max Pellny, Paula Jänig, Rebecca Hinrichs, Sebastian Baum, Sebastian Kayatz, Silas Richter, Tina Nickel

**Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:**  
Amandus Hopfgarten, Anna Oberhauser, Charlotte Diemel, Essam Yehia Abdelmoneim Ahmed, Paula Seehafer, Prof. Dr. Thomas Honegger

**Druck:** Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar  
**Auflage:** 3.000 Exemplare  
**ISSN:** 11612-2267, 24. Jahrgang  
**Satz & Layout:** Aliena Kempf, Dennis Pieter, Paula Jänig, Tina Nickel  
**Bilder:** Redaktion, insofern nicht anders angegeben  
**Onlinebetreuung:** Dennis Pieter, Heinrich Dirks  
**Social-Media-Betreuung:** Aliena Kempf  
**Anzeigenbetreuung:** Dennis Pieter  
**Fotografie und Illustration:** Paula Jänig (Instagram: paula\_jaenig)

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: [creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode)

**Bildnachweis | Copyrightvermerke:**  
Titelbild: ©Charlotte Diemel

Seite 2: wikicommons/Marko Kafé | Seite 2: KI-generiertes Bild von deepai.org | Seite 8: wikicommons/Harrison Schmitt, Ronald Evans, Eugene Cernan | Seite 19, 20: ©Paula Seehafer | Seite 23: ©Charlotte Diemel | Seite 24: Foto: Bauer, Berleburger Literaturpflaster | Seite 26: unsplash/Joshua J. Cotten | Seite 30: wikicommons/ Marcel Antonisse

**Hinweis:** Es ist jedem Autor und jeder Autorin unserer Texte selbst überlassen, ob und inwiefern er oder sie gegenderte Sprache oder das generische Maskulinum verwendet. Alle Formulierungen sollen ausdrücklich Personen jeden Geschlechts gleichberechtigt ansprechen.

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.





THEATER  
ALTENBURG  
GERA

FÜR  
STUDIERENDE  
UND  
SCHÜLER:INNEN

# LAST MINUTE

# TICKET



**15** min  
vor Vorstellungsbeginn

# THEATERTICKETS

\*GEGEN VORLAGE EINES GÜLTIGEN STUDIERENDEN- BZW. SCHÜLER:INNEN-AUSWEISES SIND DIE KARTEN  
ZUM PREIS VON 6 € FÜR LAUFENDE VORSTELLUNGEN SOWIE FÜR 9 € FÜR PREMIEREN ERHÄLTICH.

ab **6** €\*